



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

3804.2
.K63

Die Schwaben
in der Literatur
der Gegenwart

Von

Dr. Theodor Kläiber



Die Schwaben
≡≡≡ in der ≡≡≡
Literatur der Gegenwart

Von

Dr. Theodor Kläiber
//

Stuttgart 1905
Verlag von Strecker & Schröder

PT 3804.2

K63

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart

Meiner geliebten Frau
Selene

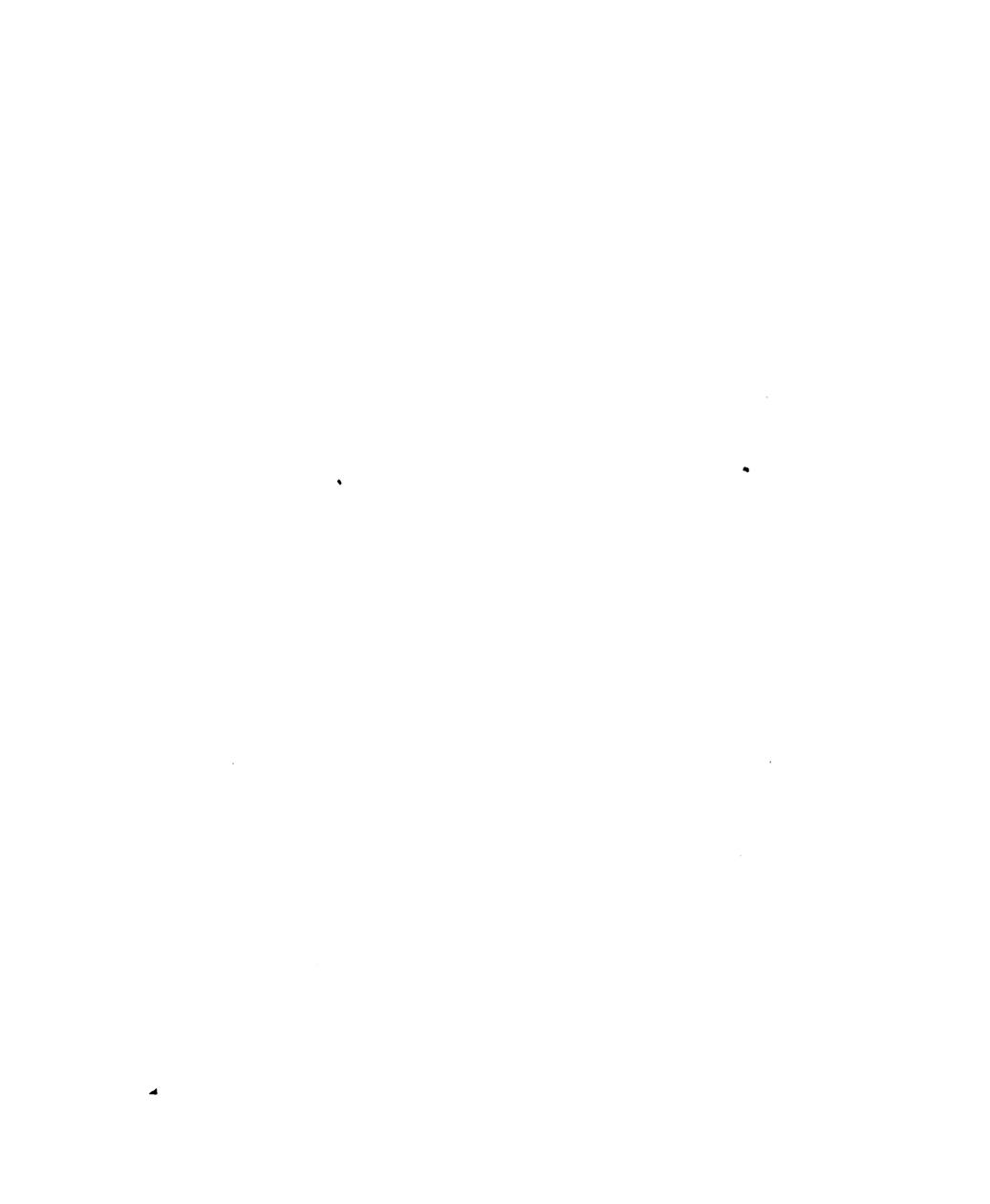
Inhalt.

	Seite
Einleitung	1—4
Karl Weitbrecht	5—12
Eduard Paulus	13—23
Eduard Eggert	24—36
Christian Wagner	37—47
Isolde Kurz	48—70
Cäsar Flaischlen	71—86
Hermann Hesse	87—104
Karl Gustav Bollmüller	105—116
Heinrich Elienfein	117—126
Karl Schönhardt	127—128
Robert Köhler	128
Ludwig Palmer	128—129
Edgar Kurz	129—132
Therese Köhlin	132—134
Walthar Eggert-Winberg	134—135
Schlußwort	135—140

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1—4
Karl Weitbrecht	5—12
Eduard Paulus	13—23
Eduard Eggert	24—36
Christian Wagner	37—47
Fsolbe Kurz	48—70
Cäsar Flaifchlen	71—86
Hermann Hesse	87—104
Karl Gustav Bollmüller	105—116
Heinrich Lilienfein	117—126
Karl Schönhardt	127—128
Robert Köhler	128
Ludwig Palmer	128—129
Edgar Kurz	129—132
Therese Köhlin	132—134
Walthar Eggert-Winbegg	134—135
Schlufwort	135—140



Vorbemerkung.

Dieser Schrift liegen verschiedene Vorarbeiten zugrunde. Einmal ein Vortrag über „Die Schwaben im Schrifttum der Gegenwart“, den ich im Stuttgarter Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hielt, dann verschiedene Aufsätze in der Heilbronner Redarzeitung über schwäbische Dichter, ein Aufsatz in der Nationalzeitung und einer in der Täglichen Rundschau. Alle diese Arbeiten sind mit wenigen Ausnahmen mannigfach verändert und erweitert worden.

Grafenberg bei Nürtingen,
im Dezember 1904

Der Verfasser.

Einleitung.

Von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an bis zur Mitte des 19. hat schwäbische Literatur und Dichtung große Tage erlebt. Gleich zu Anfang dieser Zeit steht neben dem safttrokenden pathetischen Schubart der geschmeidige Wieland mit seinem behaglichen, plauderhaften Erzählertalent. Bald begann Schiller seinen königlichen Adlerflug, Gölderlins Rhythmen regten ihre silbernen Schwingen, und wenige Jahre darauf ging ein Rauschen und Klingen durchs ganze Land. Uhlands warme, klare Ruhe war der tiefe, volle Grundton. Leise verschwebend, wie Lieder der Mädchen im fernen Wiesengrund, bald frischer und kecker, bald wehmüthsvoll glitten Kerners volkstümliche Weisen darüber hin. Wie ein tanzender

Mückenſchwarm im Sonnenschein blitzten und leuchteten Karl Mayers zierliche Liedchen, und hin und wieder fand auch Gustav Schwab kraftvolle Töne in Ballade und poetischer Erzählung. Wilhelm Hauff ſchenkte der Jugend und dem Volk, was ein kurzer, reicher Lebensfrühling ihm beſcherte. In Hermann Kurz erſtand uns ein Milieukünſtler, der in ſeinen Romanen ſchwäbiſches Leben zu Kulturbildern großen Stils verarbeitete, und Mörke war bei all ſeiner ausgesprochenen Schwabenart einer jener zeitloſen Dichter, deren Ohr die tiefften Quellen alles Lebens und Seins rauſchen hört. Und wieviel Namen von gutem Klang reihen ſich den Genannten an. Wie reich die Mannigfaltigkeit der Beſtrebungen, der Talente, der Werke verſchiedenſter Art! Damals ſtanden die Schwaben im Vordergrund der deutſchen Literatur. Hunderte wallfahrteten nach Weinsberg zum gaſtlichen Sitz Juſtinus Kerners. Und wenn viele in ihm auch vor allem den Geiſterſeher ſuchten, die Verehrung, die dem Poeten galt, war darum

nicht minder groß. Hier ging Vornehmen und Ger-
ringen das Herz auf, und mit Sehnsucht und Dank-
barkeit dachte jeder an die Stunden und Tage zurück,
die er in diesem Hause verbringen durfte. In Stutt-
gart stand im Mittelpunkt des literarischen Lebens
das Hartmann-Reinbeck'sche Haus. Hier gingen
schwäbische und auswärtige Dichter ein und aus, und
besonders Lenau war ein häufiger Gast. Als Rat-
geber, Vermittler, Bevorworter und Befürworter
hatte sich Gustav Schwab zahlreiche junge, auf-
strebende Talente verpflichtet, und von den literarischen
Größen, die Stuttgart berührten, ließ ihn kaum eine
unbesucht. Auch sonst fehlte es nicht an regem lite-
rarischen Leben und Verkehr im Schwabenland, selbst
als die eigentliche Blütezeit der „schwäbischen Schule“
vorüber war und von den Dichtern jener Zeit einer
um den andern sein Geschick erfüllte. Noch waren
ja bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts Männer
genug da, die als Vertreter des Schwabentums
in Literatur und Dichtung unbestrittenes Ansehen

genossen. Aber auch ein J. Th. Fischer, ein J. G. Fischer, ein Karl Gerok, ein Wilhelm Herz traten vom Schauplatz ab; und immer zahlreicher wurden nun die Stimmen, die laut und lauter die Rückständigkeit der Schwaben in der Literatur verkündeten. Zumal seit der Literaturbewegung der achtziger Jahre wurde ihr Dichten mehr und mehr als winkelhafes Epigonentum ignoriert und verworfen.

Wie steht es nun heute? Welche Schwaben können als Dichter und Schriftsteller ernstlichen Anspruch auf Beachtung in der Literatur der Gegenwart erheben?

Karl Weibrecht.

Am 10. Juni 1904 ist nach schwerem Leiden Karl Weibrecht gestorben. Ein Leben, reich an literarischer und poetischer Betätigung, hat damit ein Ende gefunden. Will man mit D. Fr. Strauß die Typen geistiger Eigenart einteilen in Charaktere, Köpfe und Naturen, so kann kein Zweifel sein, zu welcher Gruppe Karl Weibrecht zu zählen ist. Er war ein Charakter. Auf den Willen war sein Wesen gestellt. In Kampf und Ringen betätigte sich seine Geistesart. Bald waren es innere Kämpfe um die Weltanschauung, bald war es die Auflehnung gegen vermeintliche oder tatsächliche Verkennung oder der Streit gegen die Schäden der Zeit. Wie F. Th. Vischer mußte auch Karl Weibrecht nur wenig Gutes

zu sagen von der Entwicklung des deutschen Geistes seit 1870; und mit wuchtigen Hieben ging er dem Materialismus und der Modetorheit, der Schlassheit und Genußgier der Zeit zu Leibe. Dazu gab sich mannigfach Gelegenheit in seinen literarhistorischen Schriften. Wir nennen die wichtigsten: „Diesseits von Weimar“, „Schiller in seinen Dramen“, „Das deutsche Drama, Grundzüge seiner Ästhetik“, „Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit“ und „Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“. Eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit mit oft sehr starken Antipathien tritt uns in diesen Schriften entgegen. Besonders das Urteil über die modernen Bestrebungen in der Literatur ist oft allzu schroff und summarisch. Aber bei allem Widerspruch, den Weitbrecht herausfordert, fesselt doch immer wieder die markige Persönlichkeit, die in diesen Urteilen sich kundgibt, und erfreut die kraftvolle, klare, flotte Darstellung. „Diesseits von Weimar“ gehört zweifellos zu den schönsten Goethe-Büchern, die wir haben.

Frisk und frank, aus dem Vollen, ohne falsche Feierlichkeit und Wichtigtuerei gibt hier Weitbrecht ein Bild des jungen Goethe bis zur Weimarer Zeit. Kurz läßt sich der Grundgedanke des Buches in dem Satz zusammenfassen, den wir im ersten Kapitel finden: „Wenn man den bestimmten und scharfen Eindruck davon haben will, was der Genius der deutschen Nation mit Goethe und in Goethe wollte, so muß man diesseits von Weimar bleiben.“ Was sonst in dem Buch nebenhergeht an Betrachtungen über Goethe-Philologie, über poetisches Schaffen, über nationale Dichtung, das fesselt durch die unbekümmerte Frische, durch die rückhaltlose Klarheit, mit der es gesagt ist. Weitbrecht hatte etwas Schillersches in seiner Art. Höher als die nuancierte Feinheit der Stimmung steht ihm der Schwung der Empfindung. Durch all sein Schaffen klingt ein starkes ethisches Pathos hindurch. Sein Geist ist den großen Fragen der Menschheit, der Nation und der Zeit zugewandt. So ist es wohl begreiflich, daß

Schiller in ihm einen beredten Anwalt fand gegenüber seinen Gegnern von heute. Wenn Weitbrecht endlich in zwei Bändchen der Sammlung Göschen die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts darstellte, so erfreuen in dieser Darstellung besonders die klaren, scharfen Miniaturporträts, die er von einzelnen der Besten des 19. Jahrhunderts gibt. Es sei nur an die Charakteristiken Mörikes, Storms, J. G. Fischers, G. Kellers erinnert. Wie schön klingen seine Ausführungen über Keller aus: „Er war einer von denen, bei denen man immer wieder Trost und Balsam für die arme Seele findet, weil über der unverfälschten Lebensdarstellung, die er gibt, nicht ein trüber, ruhiger Nebel liegt, sondern allzeit Sonnenschein, auch wenn er sich erst durch ehrliche Wolken hindurchringen muß, und weil er für die reichen, poetischen Schätze, die er zu verwalten hatte, in seiner eigenen Persönlichkeit jene zwei Hüter hatte, die in goldenen Wappenröcken am Standartenstange lehnen: das Gewissen und die Kraft.“ Wenn

in diesem Werke Weitbrecht gerne für Verkannte und zu Unrecht Vergessene wie Hermann Kurz ein warmes Wort einlegt, so ging ihm das um so mehr von Herzen, als er selbst mit seinem poetischen Schaffen nicht überall die Anerkennung fand, die er erwarten zu dürfen glaubte. Auf weitere Kreise haben sicher seine literarhistorischen Schriften kräftiger gewirkt als seine eigenen Dichtungen.

Am wenigsten Freude hat er an seinen dramatischen Arbeiten erlebt. Seine Tragödie „Schwarmgeister“, die den Kohlhaasstoff behandelt, ging in Berlin und Stuttgart über die Bretter, ohne indes festen Fuß darauf fassen zu können. Bei aller Gediegenheit der poetischen Sprache sind doch die Personen zuwenig gestaltet und fehlt es dem Stück zu sehr an dramatischer Kraft.

Erzählungen hat er eine ganze Reihe geschrieben. Es seien genannt: „Verirrte Leute“, „Geschichtenbuch“, „Der Kalenderstreit von Sindringen“, „Heimkehr“, „Geschichten eines Verstorbenen“, „Phalana,

die Leiden eines Buchs“. Einen individuellen Erzählerstil hat Weithrecht nicht gefunden. Aber einzelne Gestalten seiner Novellen sind gut gezeichnet, vieles ist mit Behagen und Humor vorgetragen, während in anderen Geschichten der Erzähler zu sehr mit altmodischen Motiven arbeitet. Am meisten Geistes- und Stimmungsgehalt hat wohl „Bhaläna, die Leiden eines Buchs“. Da; ist auch, am meisten Persönliches darin.

Am bekanntesten wurde seine Lyrik. Es ist ein weiter Umfang des Empfindens, den sie umfaßt. Liebe, Weltanschauungskämpfe, soziales Empfinden, Naturgefühle, patriotische Erregungen, Trinklieder, alles finden wir in der vor etwa einem Jahr von ihm veranstalteten Auswahl seiner Gedichte. Die Töne, die er anschlägt, sind immer kräftig und frisch. Wenn man andere Lyrik gern still im Innern verklingen läßt, die seine lockt zu lautem Lesen. Das meiste ist wohl zu fraglos und zu bewußt, um suggestiv wirken zu können, oft ist wohl auch der Stoff

zuwenig durchgeistigt, und Verschwebendes, Duftiges, Visionäres findet sich kaum in diesen Gedichten. Kraftvolles Pathos und elegische Resignation sind die Stimmungen, die dem Besten seiner Lyrik das Gepräge geben. Da ist manches gute Gedicht, das der Begeisterung des Jahres 1870 seine Entstehung verdankt, wie die schwungvollen Verse an die bei Champaign Gefallenen:

In der Mitternacht bei der Stürme Weh'n,
Wenn kühl die Sterne auf Posten steh'n,
Da rauscht und klingt es so eigen,
Da klingt es herüber vom welschen Land,
Von den Gräbern dort an der Marne Strand
Wie Grüße der Toten, die Hand in Hand
Aus den schweigenden Hügeln steigen.

Anderes spricht durch einen vollstümlich frischen Ton an, wie „Die alte Kelter“. Verhaltener Schmerz zittert durch das knappe, gedrungene Gedicht:

Steigst du endlich, mattes Licht,
Endlich aus den Schattentiefen,
Da die Augen schon entschlafen,

Welche tränenübertaut
Lange nach dir ausgehaut.
Warum kamst du früher nicht?
Steigst du endlich, spätes Licht?

Ergreifend in ihrer Wehmut und Todesahnung
sind die Verse:

Wenn ich Abschied nehme, will ich leise geh'n,
Keine Hand mehr drücken, nimmer rückwärts seh'n.
In dem lauten Saale denkt mir keiner nach,
Dankt mir keine Seele, was die meine sprach.
Morgendämm'ung weht mir draußen um das Haupt,
Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt.
Lärmt bei euren Lampen und vergeßt mich schnell!
Lösche, meine Lampe, bald ist alles hell.

Das sind tiefe und reine Töne, wie sie immer
wieder in Weitbrechts Gedichten erklingen.

Eduard Paulus.

In den Gesamtdarstellungen der deutschen Literatur wird von den dichtenden Schwaben der Gegenwart neben dem jüngst verstorbenen Karl Weibrecht meist in erster Linie Eduard Paulus genannt. Paulus schließt sich auch in der That den früheren Vertretern der schwäbischen Lyrik als verwandte Erscheinung am unmittelbarsten an. Wie einem Uhland, Kerner, Schwab und Mayer ist ihm eine unerschöpfliche Liebe zur Heimat eigen, und er wird nicht müde, ihre Berge, Fluren und Täler zu besingen. Auch in seiner poetischen Sprache und Empfindungsweise ist er vielfach ein Verwerter des Schazes, den jene älteren Schwaben zusammen mit der Romantik angehäuft haben. Wie Justinus Kerner hat Paulus das

Bedürfnis, sich mit allen Eindrücken poetisch auseinanderzusetzen. Er ist mehr poetische Natur als Künstler, und so kommt es, daß in seinem Dichten manches minder Abgerundete und Vollwertige mit unterläuft, daß vieles allzu leicht und formlos hingefagt ist. Und gerade dieses Mittelgut hört sich meist an wie ein abgeblaster, verschwommener Nachklang der großen Zeit unserer Dichtung, und auch von den Gedichten, die eigenartig einsetzen, fällt manches mit allzu konventionellem Schluß ab. Aber so deutlich sich in Empfindung und Form bei Paulus die Spuren eines lässigen Epigontums finden, so ungerecht wäre es, ihn mit diesem Schlagwort abfertigen zu wollen, wie es vielfach geschieht. Es ist nicht bloß drollige schwäbische Selbstüberschätzung, wenn wir der Ansicht sind, daß Paulus dennoch seinen eigenen Ton in der Lyrik hat. Wo er mit seinem Geist und seinem Empfinden sich heimisch fühlt, da gedeiht ihm auch eine, wenn nicht kräftige, so doch seine Eigenart.

In seinem Dichten lebt ein reges, weitfichtiges,
nationales Empfinden. Er bringt die Gefühle und
Stimmungen der Zeit zum Ausdruck, die um die
Einigung Deutschlands rang, das neue Reich werden
sah und oft mit banger Sorge seine erste Entwicklung
erlebte. Traumhaft schön hat er in einer seiner
neueren Sammlungen aus der Erinnerung an die
Zeit des siegreich beendeten Krieges den Jubel über
das neue Kaisertum gesungen:

Ströme gleiten, Wälder rauschen,
Dämmernd fließt der Mondenschein,
Und die jungen Mädchen lauschen
Angstlich in die Nacht hinein.

Horch! Der Krieger blanke Reihen
Rehren heim mit Sang und Klang,
Und die jungen Mädchen streuen
Blumen ihren Weg entlang.

In den Tälern frohe Lieder,
Auf den Bergen Feuerbrand;
Und ein deutscher Kaiser wieder
Reitet durch das deutsche Land.

Runenglut von tausend Siegen
Glänzt auf seines Schwertes Knauf,
Und die Königsadler stiegen
Wieder zu den Sternen auf.

Wenn der Dichter freilich in der Zeit des Kulturkampfes, des Milliardenwindels und der sozialen Frage sein Meinen kundgab, dann hüllte er sich gerne in den Sehermantel und wies in prophetisch ernsten Worten auf künftige Gerichte über die frechen Ausartungen deutschen Wesens hin:

Ich sehe schauernd, über Blut und Leichen
Geht meines Volkes Weg ins bessere Licht,
Ihm ist verhängt noch manches Strafgericht
Von Hungersnot, von Kriegen und von Seuchen.

Da wendet sich seine Phantasie denn doch lieber dem deutschen Altertum zu, den alten Germanen mit ihren Götterbergen, Opferstätten und Heldenkämpfen. Er teilt diese Liebe mit den verschiedensten neueren Dichtern; und es ist nicht uninteressant zu sehen, wie jeder derselben die Vorzeit wieder mit anderen Augen sieht. Einem Scheffel ist auch hier sein Humor

ein Hauptmittel der inneren Aneignung. Freitag sucht mit besonderem Behagen bei den Vorfahren die Spuren bürgerlicher Tüchtigkeit und Bieberkeit auf. Da hñ freut sich an den Flügelhelmen und Büffelhörnern, dem Schwertertrog und der Helbenkraft der alten Germanen. Für W. Herz ist das deutsche Altertum die Zeit der ungebrochenen starken Sinnenfrische des rückhaltlosen Lebensdrangs, und Paulus empfindet das Düstere, Ahnungs schwere, gespenstisch Wilde der alten Götterwelt besonders tief und nachhaltig. Wenn die Nebel über die Heide geisten, wenn die Winterstürme durch die kahlen Wälder und um die zerfallenen Burgen stöhnen, dann ist es ihm, als würden die alten Götter wieder lebendig, die einst vor Kreuzen und Glocken dumpf grollend in die Einöde flohen. So entstehen dann Stimmungsbilder wie die „Hochstraße“.

Da zieht sie auf der höchsten Wasserscheide,
Die alte Straße, still und breit und grau,
Tief unten liegen Wald und Wiesenau,
Hier kaum ein Vogelbeerbaum auf der Heide.

Noch wächst an ihr verwildertes Getreide,
Und auf ihr selber blühen rot und blau
Die Alpenblumen, die der Morgentau
Bedeckt mit diamantenem Geschmeide.

Im Herbst und Frühling läßt auf ihr der Hirt'
Gemächlich seine Lämmerherde grasen,
Doch wenn der Christbaum angezündet wird,

Hört man auf ihr ein fürchterliches Rasen,
Vorüber jagt mit seinem Geistertrosse
Der alte Wode auf dem weißen Rosse.

Neben der lebendigen Anteilnahme an allen Geschicken seines Volkes steht bei Paulus eine stutende Begeisterung für alle Schönheiten in Natur und Kunst. Vor allem das Schwabenland mit seinen Klöstern und Kirchen aus alter Zeit, mit seiner Alb, ihren buchengrünen Hängen, den ragenden Vorbergen und blauen Höhenzügen ist ihm ans Herz gewachsen. Dann zieht ihn seine Sehnsucht immer wieder nach Italien, und er preist seine Kunstschätze und Naturschönheiten bald in lyrisch bewegter Prosa, bald in

schlanken Berfen. Zu den anmutigsten unter seinen Naturgedichten gehört ein Frühlingslied, das uns die Art von Paulus anschaulich vergegenwärtigt. Es ist wie durch einen Sonnenregen gesehen, so hell und sprühend in seinen Farben:

Nun die Wolkenschatten jagen
Über die besonnten Felber,
Haben grünend ausgeschlagen
Meiner Heimat Buchenwälder.

Schimmern alle Felsenflanken
Wie getaucht in Gold und Feuer,
Und die Steinletojen schwanken
Aus dem tiefenden Gemäuer.

Unter Trauerweiden drängen
Sich des Flusses blaue Bogen,
Und mit neuen Luftgefängen
Sind die Schwalben eingezogen.

Die Form des Sonetts war immer in hervorragender Weise geeignet, von einer Landschaft, einem Kunstwerk, einer Persönlichkeit ein wohlabgerundetes, in sich abgeschlossenes Bild zu geben. Paulus ist

ein Meister dieser Form. Die ihm eigene lässige Anmut kommt besonders seinen Sonetten zugut. Seinen Händen flechten sich „des Sonetts gedrängte Kränze“ wie von selbst, und in duftigen, zarten Farben zieht eine Reihe von stimmungsvollen Bildern an unseren Augen vorüber. Man wird nicht leicht müde, diese graziosen Kunstwerke wieder und wieder zu genießen, und der Genuß wird kaum dadurch gestört, daß man hier und dort empfindet, wie es dem Dichter schwer fällt, den Schluß auf der poetischen Höhe des Eingangs zu erhalten.

Neben dem Schönheitstrunkenen Zug steht in der Lyrik von Paulus ein Gang zu weicher Wehmut. Da ist viel Todessehnsucht, viel lebensfatte Müdigkeit, viel weltschmerzliches Leidwesen. Buddhistische Stimmungen klingen mit an, und gerne hüllt sich der Dichter in den Mantel des weltabgewandten Weisen. Diese Empfindungen haben zwar ein kräftiges Gegengewicht in seinen anderen, dem Leben zugekehrten Eigenschaften und Neigungen, aber sie geben doch

einem großen Teil seiner Lyrik ein eigenartiges Gepräge. Verzitternde, verschwebende Klänge wie von fernem, schluchzenden Geigentönen klingen wehmütig mit, und das Leben wird dem Dichter zu einer müden, sehnächtigen Pilgerfahrt durch herbstliche Lande:

Graue Wolken fliegen um das Thal,
Wo die Rosen still und sanft verwelken,
Wo gelockt vom letzten Sonnenstrahl
Auf der Heide blüh'n die Felsennelken.

Wo ich sang manch traurig schönes Lied
In der Jugend von der Liebe Sehnen,
Hin ist hin, der holde Frühling schied.
Farbenloser sich die Tage dehnen.

Daß ich sinken dürfte in das Grab,
Dürfte schlafen viele tausend Stunden.
Nacht geschält ist längst mein Wanderstab,
Lust und Leid hab' ich so viel gefunden.

O mich dürftet nach dem Gotteswein,
Möcht' am Tisch des ew'gen Vaters sitzen,
Heilig bricht der Abend schon herein,
Und die Sterne der Verheißung blitzen!

Was sonst von Empfindungen und Gefühlen durch die Dichtungen von Paulus geht, ist weniger nachhaltig und gewichtig. Die Liebe spricht sich bei ihm am besten in ätherischen Minneliedern aus. Sein Humor ist liebenswürdig und schalkhaft, doch ist vielleicht zu viel Aufhebens von ihm gemacht worden. Alle die Gattungen der Lyrik, die mächtige Kraft erfordern, hat er selber vermieden in einem richtigen Gefühl von den Schranken seiner Eigenart.

Eduard Paulus ist 1837 geboren. 1892 sind seine gesammelten Dichtungen erschienen. Seither hat er (1900) ein Büchlein Lyrik veröffentlicht: „Der Alte vom Hohen-Neuffen“ betitelt. Ebenfalls 1900 erschien: „Drei Künstlerleben“, eine Dichtung, in der er wichtige Episoden und Stationen aus der Künstlerlaufbahn von Tillmann Riemschneider, Erwin von Steinbach und Michelangelo poetisch verarbeitet, in loser Aneinanderreihung. 1902 ist ein Bändchen Lieder und Elegien erschienen: „Heimatkunst“. Man kann in diesen letzten Werken

mannigfach einen Fortschritt beobachten in dem Streben nach einwandfreier Form. Neue Töne sind nirgends angeschlagen, und das Bild des Dichters ist durch diese Hervorbringungen in keinem wesentlichen Zug geändert worden. Auch die 1904 erschienenen „Wolkenschatten“, die wiederum Lyrik verschiedenster Art enthalten, bestätigen diese Wahrnehmung.

Eduard Eggert.

Auf anderen Bahnen und anderen Zielen zu wandert Eduard Eggert. Er ist geboren am 13. Januar 1852 in Ludwigsburg, widmete sich dem Justizdienst und war zuletzt Direktor des jetzt aufgehobenen Zuchthauses in Stuttgart. Seit einigen Jahren hat er sich ins Privatleben zurückgezogen. Neben den Interessen, die ihm sein Beruf nahelegte, pflegte er besonders auch historische Studien und erprobte sein Talent in poetischem Schaffen. 1891 erschien von ihm ein Bändchen: „Gedichte“. 1893 ein Sang aus Oberschwaben „Der Bauernjörg“, 1894 ein Epos „Der letzte Prophet“, 1901 ein Drama in vier Aufzügen „Gerechtigkeit“.

Von den neueren Strömungen in der Literatur ist Eggert kaum beeinflusst in seinem Schaffen, und

man darf ihn zu denjenigen unter den schwäbischen Dichtern der Gegenwart rechnen, die in festem Zusammenhang mit unserer literarischen und poetischen Vergangenheit stehen. Am deutlichsten tritt das bei seinen Gedichten zutage. In den meisten derselben werden die Kunstmittel verwendet, deren sich die großen Lyriker der klassischen und romantischen Zeit bedienten. Und doch erhebt sich diese Lyrik hin und wieder über das landläufige Mittelmaß des Epigonentums. Einmal durch einen ungekünstelten Lebensernst, der die meisten dieser Gedichte durchweht und den Dichter oft Töne finden läßt, die in ihrer ruhigen, milden Schlichtheit an U h l a n d gemahnen:

So möcht' ich sterben – wie im Ahrenfeld
Zur Ernte reif die gold'ne Schwade sinkt,
So wie nach gut gekämpftem Streit der Held,
Dem scheidend noch des Sieges Banner winkt.
So wie die Rose, die den Strauch geschmückt,
Gebrochen noch durch ihren Duft entzückt;
So wie der Tag, der in der Nacht vergeht,
Daraus er neu und herrlich aufersteht!

•

Dann fesselt auch da und dort ein kühn geschautes
Bild oder ein stolzer Anlauf, große und erhabene
Vorwürfe zu bewältigen („Herodes' Tod“). Ein
andermal horcht man freudig betroffen auf, wenn
die Stimmung eines Gedichts sich auch in Rhythmus
und Versmaß spiegelt. Wie trefflich wird die süße
Müdigkeit nächtlichen Liebesträumens durch Bau und
Maß der folgenden Strophen vergegenwärtigt:

Die Welt ist wie verlassen.
Es geht auf leisen Füßen
Die Nacht durch stille Gassen.

Die Lieb' nur kann nicht schlafen,
Seit, ach, mein Herz die süßen
Augen verwundend traf.

An blüh'nden Fensterranken,
Die um ihr Stübchen Locken,
Klettern meine Gedanken;

Wandern in sel'gen Räumen —
Bis mich die Morgenglocken
Becken aus eitlem Träumen.

In anderen Gedichten wiegen dann freilich die Anklänge besonders auch an Gerolf'sche und Geibel'sche Art vor.

Eggert ist nicht bei der Lyrik geblieben. Es gibt Dichter, die sich von Anfang an auf einem fest abgegrenzten Gebiet anbauen und heimisch machen. In Eggert lebt ein Drang, sich an neuen Stoffen mit anderen Dichtungsformen zu versuchen. Er schreckt auch nicht vor großen Aufgaben zurück. Wie seiner Phantasie so eignet auch seinem poetischen Streben oft etwas Kühnes, Wagemutiges.

Sein nächstes Werk trägt allerdings noch nicht viel von dieser Art an sich. „Der Bauernjörg, ein Sang aus Oberschwaben“ ist zunächst offenbar ein Versuch. Es gab ja eine Zeit der „Sänge“ und „Mären“. Besonders in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts schossen sie auf wie Pilze nach dem Regen. In ihnen las man viel von fahrenden Gesellen, die mit großem Durst, zahlreichen Wanderliedern und zerrissenen Röcken höchst

vergnügt die Welt durchstreifen, von goldlockigen Knappen und Edelknechten in rosafarbenen Trifots und blausammetenen Wämfern, die in ritterlicher Tugend, Zartfinn und schlankem Wuchs alles Bisherige hinter sich ließen; von Mädchengestalten, die im Schmuck ihrer blonden Zöpfe, ihrer Minnigkeit und ihrer Vergißmeinnichtaugen einfach bezaubernd waren. Kamen dazu noch ein paar Brocken archäologischer Gelehrsamkeit, dann war damals das Publikum fest überzeugt, eine „reizende“ Dichtung vor sich zu haben. Eggerts Sang hat nichts von dieser windigen süßlichen Art. Aber es fehlt ihm auch die Lebendigkeit und Frische, die nötig wäre, um den Leser zu fesseln. Es ist der Dichtung eine gewisse schwerfällige Eintönigkeit eigen, die nur an einzelnen Punkten durch belebtere Episoden unterbrochen wird. So ist die Klostervisitation in Wolfegg, die Jörg Truchseß von Waldburg im Vorüberreiten vornimmt, sehr ergötzlich berichtet, und ergreifend ist die Erzählung vom Tod des Burgkaplans, den sein Feind,

der ruchlose Pfaff Florian, ins Moor lockt, wo er untergeht. Der poetische Aufwand in der Schilderung des Bauernkriegs und seiner Kämpfe erhebt sich kaum über das übliche Mittelmaß, aber hin und wieder stoßen wir doch, besonders in Naturbeschreibungen auf die kraftvollen Bilder, die für Eggerts Art bezeichnend sind und in seinem „Letzten Propheten“ sich besonders häufig finden. Da heißt es einmal:

— — die Nacht ist kühl,
Und wie ein grimmer Eber fällt
Mit scharfem Zahn den Reiter an
Der Wind. Herab den Wiesenplan
Vom Schloßberg sucht er seinen Weg,
Seht bei der Mühle übern Steg,
Darunter sich in grauen Ringen
Der Wellen Schlangenleiber schlingen,
Biß sie, den trägen Lauf zu kürzen,
Vom Wehr sich in die Tiefe stürzen.
Und wie sie dort des Mühlrads Zacken
Mit schäumerfülltem Rachen packen,
Daß ächzend sein Gehäus erhebt:
Herr Jörg im Sattel sich erhebt.

Er horcht und späht, dann reitet er gedankenvoll
weiter :

Es ist der Weg zum Wald gestiegen,
Der Tannen schwarze Haare fliegen
Ihm rauh um Helm und Angesticht.
Wegüber aus den sand'gen Schollen
Verschlung'ne Wurzelknäuel rollen
Wie dunkler Nattern schlimm Gezücht,
Des Rosses sich'rem Huf gefährlich.
Unwirsch versagt des Richtes Spende
Der Mond. Dem Rappen wird's beschwerlich,
Er spürt des Reiters wache Hand
Und wiehert laut. Doch kommt kein Ende,
Unheimlich kniftern nur der Sand. — —

Eggert hat eine dramatische Bearbeitung des Bauernjörg unternommen, die als Volksschauspiel in Leutkirch aufgeführt wurde. Vielfach macht diese Bearbeitung einen lebendigeren, frischeren Eindruck als der „Sang“.

Im Jahr 1894 ist ein weiteres Werk von Eggert erschienen: „Der letzte Prophet“. Im Mittelpunkt der Dichtung stehen die Gestalt Johannes des

Täufers und die Gewirren im herodianischen Hause. Dieses Werk bedeutet einen Höhepunkt im Schaffen des Dichters. Es läßt sich freilich allerlei aussetzen an der Dichtung: Das Gefüge der Handlung ist nicht fest und einfach genug, die Gestalten kommen nicht immer rund und plastisch heraus, die Schilderung des Außenwerks wiegt allzusehr vor. Aber der Gesamteindruck ist doch ein bedeutender. Man fühlt es, wie der Dichter um Johannes den Täufer gerungen hat. Man erkennt aus einzelnen Zügen, wie diese Gestalt ihm in überwältigender Wucht vor der Seele steht. Aber freilich nicht immer gelingt es ihm, nur auch das innerlich Geschaute zu formen. So gleicht das Bild des Täufers einem halbbehauenen Marmorblock. Die noch unbestimmten Umrisse lassen wohl die monumentale Größe der Gestalt ahnen, aber die Einzelzüge sind nicht zu erkennen. Allerbing's ist es bisher fast allen Dichtern, die an Gestalten der Bibel sich machten, ähnlich ergangen. Die Phantasie steht ihnen doch mit einer gewissen

Gebundenheit gegenüber. Um so ungehemmter ergeht sich die Phantasie des Dichters in den Szenen, in denen orientalische Pracht und orientalische Leidenschaft im Vordergrund stehen. Da gibt er farben-glühende Gemälde voll heißen Lebens und wilder Bewegung: Wie Herodias den Palast des Herodes in Tiberias betritt, wie sie und Herodes den Täufer in der Wüste auffuchen, wie Herodias in der nächtlichen Wüstenschlucht das Kraut zu einem Zaubertrank sucht, endlich vor allem der Schluß: Salomes Tanz, der Herodias Tod und des Herodes Untergang. Das sind Szenen von einer Glut der Phantasie, einer Kraft der Sprache, einer Energie der Darstellung, die ihresgleichen suchen. Man findet in der schwäbischen Dichtung wenig Vorgänge für diesen orientalisches kühnen Prunk der Schilderung, diese leidenschaftliche Erregung der Einbildungskraft. Will man von Schubart absehen und von Schiller, die verwandte Züge haben, so kann man fast nur noch einzelnes aus Gustav Pfizers Lyrik zum

Vergleich heranziehen. Dagegen erinnert nicht bloß das Versmaß, das Eggert für seine Dichtung gewählt hat, sondern auch die poetische Sprache seines Werkes oft an Freiligrath, auch mannigfach an Annette Droste-Hülshoff. Ebenso fühlt man sich vielfach an Viktor Hugo mit seinem lobernden, farbenprächtigen Pathos gemahnt.

Wie prachtvoll fängt der siebte Gesang an:

Nachschleppend übers Land die schwarze Sammettschleppe
Des Mantels, sitzt die Nacht auf hoher Felsentreppe
Des steinigen Gebirges, ach nur zu kurzer Raft:
Sie wittert schon den Tag, der sie als Feindin haßt.

Wie kühn ist das folgende Bild:

— — Auf allen Treppen lauert
Die Finsternis, sie lehnt an allen Säulensteinen,
Aus allen Ecken quillt ihr schwarzer Leib hervor.

Mit kraftvoller Anschaulichkeit ist die Ankunft
der Herodias in Tiberias geschildert:

— — Schwarz steigt aus schwarzen Bogen
Die Fürstenburg. Ein kühn gesprengter Riesenbogen,

Der See und Land vermählt, trägt das Herodesßchloß. —
Wie Atlas' Schulter trägt den ries'gen Weltkoloß —
Im Rücken, breit gewölbt von schwärzlichem Basalt.
Und unter ihm gebeut den stehn'nden Wellen Halt
Beschwichtigend die Bucht. Der Anker stürzt ins Meer.
Und wie ein Geisterarm streckt aus dem Dunkel her
Ein teppichweicher Steg sich auf des Schiffes Deck,
Magischer Lichtglanz fällt aus heimlichem Versteck
Und zeigt das off'ne Thor. Und ächzend schwankt die Treppe
Unter Herodias; die Sklavin trägt die Schleppe
Des Mantels, der dem Blick der läst'gen Neugier sie
Verhüllt. — Sie tritt ins Haus. — —

Die zwei letzten Gesänge bilden den Höhepunkt des Ganzen. In ihnen zeigt Eggert, daß ihm auch das Entsetzliche und Dämonische gelingt.

Das neueste Werk des Dichters führt uns in eine völlig andere Welt. Es ist ein Drama in vier Aufzügen: „Gerechtigkeit“. Die Handlung spielt in der Gegenwart. Die Gedankengänge, die als Leitmotiv durch das Stück gehen, sind schon da und dort in der Literatur zur Darstellung gekommen, so vor allem in Tolstois Auferstehung. Summum jus,

summa injuria. Die Strafe des Gesetzes trifft oft nur die armen Opfer, die wirklich Schuldigen kann es nicht erreichen. Diese Wahrheiten tönen uns auch in diesem Drama entgegen. Aus dem Stück spricht eine überaus warme Anteilnahme für alle, die unter der Unvollkommenheit menschlicher Strafgerichtsbarkeit zu leiden haben, und es ist ein Bekenntnis des Dichters selbst, wenn er die Gelbin sagen läßt: „Über den Fragen des menschlichen Rechts muß ein höherer Richterstuhl des ewigen und göttlichen Rechts bestehen, vor welchem die Berge menschlichen Unrechts abgetragen werden und in den Herzen der Armen und Elenden dieser Welt die Abgründe der Sehnsucht nach Glück ausgefüllt werden von der Fülle einer allerbarmenden, ausgleichenden Liebe.“ Man hat das Stück, das seinerzeit in Stuttgart über die Bretter ging, schon einen dramatisierten Roman genannt. Denkt man dabei an den Verwicklungsroman alten Stils, wie ihn etwa auch Spielhagen vertritt, so trifft die Bezeichnung zu. Gehäuftes Geschehen,

Spannung, Überraschung bietet das Stück in reichem Maß. Die Geschehnisse der Hauptpersonen sind durch vielfach verschlungene Beziehungen miteinander verknüpft. Die Phantasie des Dichters läßt ihre Kühnheit hier vielfach am falschen Ort spielen, und vieles empfindet man als romanhaft und unwahrscheinlich. Jedenfalls ist das Werk eine spannende Lektüre und weist eine Reihe von Zügen auf, die dem Leben glücklich abgelauscht sind. Und wie in allen Werken Eggerts so spürt man auch in diesem den ethischen Lebensernst des Dichters in wohlthuender Weise durch.

Christian Wagner.

Unter den dichtenden Schwaben der Gegenwart ist eine der eigenartigsten Erscheinungen der Bauer Christian Wagner von Warmbronn bei Leonberg, der im Jahr 1835 geboren wurde. Die in neuerer Zeit da und dort entdeckten „Volksdichter und -dichterinnen“ kennzeichnet meist eine starke Neigung zum Hergebrachten und Anempfundenen im Inhalt wie in der Form. Es fehlt den Gedanken, den Empfindungen und der Sprache an kräftiger Eigenart. Auf Wagner trifft das nicht zu. Der alte Hang der Schwaben zum Grübeln und Spekulieren, zu mystischer Verfehlung und metaphysischem Phantasieren tritt bei ihm unverkennbar zutage. Er gibt sich Gedanken-
gängen hin, die in vielem an den Pantheismus der

indischen Philosophie erinnern, wie die Lehre von der ewigen Verwandlung der Dinge oder von der Tier- und Pflanzenschönung. Daneben erklingen bei ihm dann wieder Töne stärkster Lebensbejahung oder spricht er Gedanken aus, die unseren üblichen Ideenkreisen mehr verwandt sind. In seinem Vorwort zu dem Büchlein: „Neuer Glaube“ sagt er: „So habe ich getan, was ich nicht lassen konnte, und Freiheit gepredigt den Armen und Verachteten und der ganzen Natur. Ich habe das Evangelium gepredigt von der möglichsten Schonung für alles Lebendige, und den Krieg angefangen jeder herzlosen Schlehre. Und nun ich mich meiner Aufgabe entledigt, ist mir, als habe ich mich selbst frei gemacht. Ich fühle auch, daß ich nur getan, was ich tun mußte: Stärkung herabgeholt von der Höhe, Freude genommen aus meinem Eigenen und Götterbrot entwendet aus den Himmeln der Seligen.“

Diese Worte vermitteln ein gutes Bild der geistigen Haltung Wagners, bei dem neben dem Dichter immer

auch der Prophet und Seher ein wenig mit hereinspielt. Zugleich sehen wir auch, wie seine Gedanken, obwohl ihnen logische Ordnung und folgerichtiger Aufbau fehlt, doch selbstgedacht und selbstgeschaut sind. Das verbirgt sich auch nicht in der Sprache seiner Dichtungen. Wohl erkennt man hier bald den Autodidakten. Vieles ist unbeholfen, hart und gequält. Es fehlt nicht an unmöglichen Bildungen und peinlichen Geschmacklosigkeiten. Aber doch finden wir in den Werken des Dichters eine ganze Anzahl von Gedichten, die rund und schön herausgekommen sind. Ihre Sprache hat nichts Glattes, Konventionelles, Abgehobeltes, sie ist vielmehr von einer prägnanten, mit Anschauung getränkten Kraft. Sie hat etwas Empordrängendes, Zusammengefaßtes, Knappes, das die Gewalt verrät, mit der das Geschaute sich durchzuringen strebt zur Klarheit. Da und dort bezeugt eine frischgeprägte Wendung, eine glückliche Neubildung die sprachschöpferische Kraft des Dichters. Wie wunderbar mutet es an, wenn wir bei den

folgenden Strophen uns vergegenwärtigen: Sie sind geschrieben von einem Bauern, der kaum je ein philosophisches Buch in der Hand gehabt hat:

Kurz ist die Zeit, und kurz auch selbst ein Jahr
Für einen Geist, der auf der Gottschau war,

Der Welt und Zeit und Endlichem entrückt,
Von überird'scher Schönheit steht entzückt.

Tief unter ihm als sel'ge Waller dreh'n
Die Sterne sich, die auf und nieder geh'n.

Hoch über ihm als Nebelwolkenflaum
Umschiffen ihn im Kreise Zeit und Raum.

Ein sel'ger Brennpunkt liegt dem Aug' enthüllt,
Wo aller Mißklang sich im Einklang stillt.

Melodisch klingt seit Ewigkeiten fort,
Weltklang als Einklang hin, gereinigt dort.

Das ist eine Kraft der Abstraktion und zugleich eine Kühnheit metaphysischer Phantasie, die zur Bewunderung nötigt. Und wie ruhig, großzügig und

schlicht ist das alles gesagt. Er erzielt so oft Wirkungen, die an das Modernste in unserer Lyrik erinnern, an Dichter, die der symbolischen Bilderkühnheit eines Nietzsche nachstreben:

Herbstwiese meiner Seele! Ob und kahl
Und ausgebrannt von heißer Tage Föhn,
Wie anders die, die ich geschaut im Tal
Von Herbstzeitlosen prangend rosen schön.

Herbstwiese meiner Seele! Ohne Tau
Und deine Weidenbäume ohne Schlaf,
Wie anders die, bei deren Rosenschau
Mich schmerzlicher die eigne Öde traf!

Am meisten gibt ihm der Umgang mit der Natur. Die Blumen in Wald, Feld und Garten sind seine vertrautesten Freunde. Unter ihnen wandelt er als Brahmine, Seher und Märchenerzähler.

Richard Weltrich hat Wagners Dichten und Meinen in einem umfangreichen Buch liebevoll und eingehend beschrieben. Er sagt über das Verhältnis

des Dichters zur Natur das Folgende: „Wald und Flur, das Naturleben und die tausendfältige Schönheit der Pflanzenwelt sind der Mutterboden, der nährenden Schoß für die Dichtung Christian Wagners; was sein Auge, sein äußeres und sein inneres Auge gewahrt wird, wenn er von der Arbeit der Wochentage entlastet und von der Sorge um das Gewöhnliche sich befreiend die Natur aufsucht, das zu schildern werden seine Gedichte, seine ‚Sonntagsgänge‘ nicht müde. Wenn aber das Genießen der landschaftlichen Natur unzähligen modernen Menschen, die sich der Einseitigkeit und Verflachung der städtischen Kultur bewußt geworden sind, zu einer Sonntagsfeier, zu einem Mittel, die Seele zu erfrischen und zu erheben, dient, wenn tausend Dichter die Sänger, die Herrlicher der Blumen geworden sind, und bei Christian Wagner, dem bäuerlichen Dichter, das Ergreifen gerade dieser Stoffwelt als etwas vollkommen Natürliches und Leichtverständliches erscheinen muß, so ist das Verhältnis, in welchem der Warmbronner Poet

zur Natur steht, doch von eigentümlicher Beschaffenheit, von ganz besonderer Tiefe, Wärme und Innigkeit. Wir stoßen bei ihm auf einen Naturkultus, wie er in dieser Art und dieser Ausdehnung kaum von einem zweiten Dichter geübt worden ist. Wagners Phantasie nimmt mit den Naturgegenständen eine Umwandlung, eine Umdeutung vor; er betrachtet die pflanzlichen Gebilde, als ob sie beseelte und ihres Selbst bewußte Wesen wären; ‚er spricht mit ihnen,‘ und sie erzählen ihm ihre Geschichte, die Geheimnisse ihres ‚Seins‘. Bald waltet hierbei die märchenbildende Phantasie Wagners selbständig, bald bildet der sinnvolle volksmäßige Name den Ausgangspunkt für seine Erfindungen wie bei der von Dichtern oft besungenen Wegewarte. Vielleicht das schönste dieser Blumengebichte sind ‚Die Anemonen‘:

Wie die Frauen

Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammen standen,
Worte nicht mehr, nur noch Tränen fanden;

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen:

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist er trüb, der Himmel,
Traurig stehen sie, die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend,

Also einsam,
Zehn und zwölf hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Öde,
Weiße Lächlein umgebunden jede.

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Steh'n alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Bildnis.

Ist das nicht reizend?“ bemerkt Weltrich dazu,
„Ist das nicht eine Perle, eine Wunderblume der
Dichtung selbst, Dichtung von vollendeter Schönheit,
von größter Zartheit, schlicht und lieblich? Aber so
schlicht diese poetische Schöpfung ist, so kunstvoll

bedient sie sich doch der feinsten Mittel dichterischer Sprache: Klangfarbe der Worte und Silbenfall und Bau des Verses müssen mithelfen, um unsere Empfänglichkeit für das rührende Bild, das den Inhalt des Gedichtes abgibt, zu steigern. Und so anspruchslos dieses Blumenmärchen ist, tiefer Sinn ist ihm ja doch eigen; denn die Osterzeit ist die Zeit des Wiedererwachens der Natur, und das Sehnen aller Naturwesen nach Verjüngung und Neubelebung, nach Erlösung aus den Banden winterlichen Todes spricht in den Klagen, in dem Erschauern der an der Scheide von Winter und Frühling erblühenden und von Frost noch bedrängten, getäuschten Blumen sich aus. Unsere Phantasie aber, sobald sie die erste Überraschung überwunden hat, folgt dem Dichter aufs willigste, nicht anders, als wäre die Anschauung, die er in uns hervorruft, keine willkürliche, sondern eine notwendige, eine in der Natur der Sache selbst ruhende; stimmt doch hier alles auf das schönste zusammen, das Blühen der Anemonen um den Anfang des April,

ihr Vorkommen in dichtgebrängten kleinen Gruppen, ihre zarte, wie frauenhafte Erscheinung und die leichte Neigung, das leichte Überhängen der Blüte, zumal der noch halbgeschlossenen Blüte am Stengel, so daß die aus länglichen Blütenblättern gebildete Blume, wenn sie noch halbgefaltet ist, in der Tat an ein Frauentöpfchen, das sich ein weißes Tüchlein umgebunden hat, erinnert, und es nur eines innigen Versenkens in den Naturgegenstand bedarf, um die ganze Anmut des Gedichtes und insbesondere seiner vierten Strophe zu finden.“

Die eingehende Analyse dieses Gedichtes durch Weltrich mag zeigen, wie das Verständnis ähnlicher Wagnerscher Gedichte zu gewinnen ist. Es sei nur an die reizenden „Schmalzblumen“ erinnert.

Die Schriften Wagners, die sein Bestes enthalten, sind „Sonntagsgänge“ in drei Teilen, „Weihegeschenke“, „Neuer Glaube“, „Neue Dichtungen“. Die abgeklärtesten Stücke seiner Lyrik enthalten wohl die „Neuen Dichtungen“. Aber auch die anderen

Sammlungen sind nicht arm an wohlvollendeten Gedichten. Es sei nur an die großartig kühne „Totenfeier“ in den „Weihegeschenken“ erinnert, oder an das mystisch tiefe und zugleich farben- und sprachschöne Gedicht: „Wiederverjüngung“. Die epischen und dramatischen Versuche Wagners kommen gegenüber seiner Lyrik nicht in Betracht. Könnte der Dichter sich entschließen, aus der letzteren eine einwandfreie Auswahl zusammenzustellen, so würde das gewiß nur dazu dienen, auch solche auf ihn aufmerksam zu machen, die bisher gleichgültig oder voreingenommen an seinem Schaffen vorübergingen.

Isolde Kurz.

Unter den dichtenden Schwaben, die frühe schon der Heimat den Rücken kehrten, steht obenan Isolde Kurz. Sie wurde am 21. Dezember 1853 als die Tochter von Hermann Kurz in Stuttgart geboren. In Obereflingen, Kirchheim und Tübingen verbrachte sie ihre Jugendjahre. Sie hat die Eindrücke dieser Zeit teils in ihren Gedichten, teils in ihrem Novellenband: „Von dazumal“ geschildert: Das Leben im Elternhaus, im Geschwisterkreis, in den Gassen und Gärten der Kleinstadt. Ein anmutiges Bild dieses Treibens gibt uns die folgende Episode: Der Vater ergeht sich sinnend und dichtend im Garten.

Ein mildes, aber starkes Licht
Geht aus der Augen Ätherbläue,
Ein Rächeln schwebt, als ob er still sich freue
In Geisterzweisprach, übers Angesicht.

So wandelt er gemach am Wiesensaum
Und ordnet sinnend — er bemerkt es kaum —
An der Stafete, wo sie niederschwanke,
Des wilden Weines fessellose Ranken.

Die Feier dieser Dichterstunde
Zerreißt ein lärmend Kinderheer,
Das plötzlich überm Rasengrunde
In Waffen anstürmt, Speer an Speer;
Voran ein Mädchen mit gelbstem Haar,
Die wild'ste von der ganzen Schar,
Wer bist du, Kleine Amazone?
Du seltsam Kind! Der kühne Helmbusch nickt
Und von des Schilds gewölbtem Rande blickt
Das Schlangenantlitz der Gorgone.
Was hat sie vor? Der gold'ne Schaft entsaugt,
Mit Kraft geführt, der Kinderfaust,
Nachstürmt die Schar, von Latendrang entzündet,
Und wo der Speer am Boden haftend bebt,
Wird schnell ein Rasenwall emporgeründet,
In dessen Mitte sich die Feste hebt,
Man fügt das Tor, und Troja ist gegründet.

Das war die goldene Zeit der Kinderspiele für
Folge, aber die Jahre brachten allerlei widerwärtige

Erfahrungen. „Wir junges Geschlecht“, so erzählt sie selbst, „hatten in Tübingen keine leichte Stellung. Es ging in unserem Hause so ganz anders zu als anderwärts. Denn die Mutter, die mit den Traditionen eines alten Adelsgeschlechts gebrochen hatte, war nicht geneigt, sich dafür den bürgerlichen Vorurteilen zu beugen, und die Frage, wie ihr Erziehungssystem den lieben Nachbarn gefalle, war ihre geringste Sorge. Die Universitätsstadt aber war außerhalb der akademischen Kreise — und auch innerhalb derselben, soweit es das weibliche Geschlecht betraf, noch etwas rückständiger als die übrigen Landesteile. Unser ganzes Sein und Treiben konnte also nur die tiefste Mißbilligung erwecken. Diese Mißbilligung warf sich aber nicht auf den Vater, der allen eine schweigende Ehrfurcht einflößte, auch nicht auf die Mutter, die man einfach nahm, wie sie war, sondern ausschließlich auf die Kinder, die in einer so ungewöhnlich scheinenden Weise erzogen wurden. Den Brüdern schuf das im ganzen wenig Not. Wurden sie

bebrängt, so schlugen sie drein, bis sie sich Frieden erzwangen. Daher kühlte das Philisterium sein Mütchen noch lieber an der Schwester, der ihr Geschlecht verwehrte, sich solche Erleichterung zu schaffen.“

Die rückhaltlose Abneigung, die wir überall in den Werken der Dichterin gegen alles Engbrüstige, Konventionelle, Philisterhafte finden, mag sich mit auf diese Jugenderfahrungen zurückführen. Nach dem Tode des Vaters siedelte die Familie und mit ihr Isolde nach Florenz über, und wenn auch diese Übersiedelung nicht alle Hoffnungen der Dichterin erfüllte, die neue Heimat gab doch reiche Anregungen, größere Bewegungsfreiheit und einen weiteren Horizont. 1888 erschien ein Band „Gebichte“ von Isolde Kurz. Eine Gruppe von Gedichten in diesem Band, unter dem Namen „Asphodill“ zusammengefaßt, enthält wohl das Beste und Innigste in der ganzen Sammlung. Es ist die ergreifende Klage um einen Toten, die in diesen Gedichten ertönt, und wir finden hier Klänge von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe.

„Die erste Nacht im Grab“ wird man unbedenklich zum Besten in unserer ganzen Lyrik rechnen dürfen, und anderes stellt sich dem ebenbürtig an die Seite. Über die anderen Gedichte schwankt das Urteil nicht unbedeutend. Jedenfalls kommt in den Gedichten ein tapferes Streben nach Geistesklarheit und Gesinnungsreinheit zum Ausdruck, aber dem Empfinden und der Sprache ist auch vielfach eine herbe Sprödigkeit eigen. Am meisten vermögen wohl die Dichtungen erzählender und beschreibender Art zu fesseln, die durch glanzvolle Schilderung, kräftiges Empfinden und sympathischen Humor hervorragen. Mit ihren „Neuen Gedichten“, die Ende des Jahres 1904 erschienen sind, hat sich Holbe Kurz in die Reihe der wenigen großen Meister der Lyrik gestellt. Es sind Stücke in dieser Sammlung so tiefstönig, von solcher Kraft, von solchem Reichtum und Glanz der Sprache, daß man selten Ähnliches findet in der Lyrik unserer Zeit. Es gibt nur ein Buch, mit dem man diese „Neuen Gedichte“ vergleichen kann, der

Band, der die Lyrik von R. F. Meyer enthält. Auch Ffolbe Kurz hat sich genährt am Geist der Renaissance. Ihre Dichtungen atmen die satte Ruhe erfüllter Kraft. Überall merkt man ihnen das an edler Plastik geschulte Auge der Dichterin an. Die Linien und Formen haben nichts Vertraustes und Verquältes. Alles ist klar, ausgereift, von königlichem Anstand. Das trifft jedenfalls auf die besten Stücke der Sammlung zu, die neben der Vollendung der Form und Sprache von einer Tiefe und Gewalt der Empfindung erfüllt sind, die uns wie machtvoller Orgelton umflutet. Und dazu diese Fülle und Kraft der Anschauung wie in den „Schlummerflocken“:

Nieder sank der Tag. Aus dunklen Toren
Sternenäugig wird die Nacht geboren.

Ohne Steuer jezt vom Land gestoßen,
Schwebt die Seele überm Bodenlosen.

Selig wie erlöste Geister schwanken
In dem Rahn der Nacht die Traumgedanken.

Und ein Albatros, im Schiff zu Gaste,
Breitet weiße Schwingen überm Mast.

Seh' ich Wolkenzüge windgetragen?
Sind's Gebirge, die aus Traumland ragen?

Ferne durch zerriffne Nebel blinken
Seines Wunderports Korallenzinken.

Alle Segel ein, die Winde stocken.
Leise, leise fallen Schlummerfloken.

Neben der Lyrik im engeren Sinn stehen mar-
tige, kraftvolle Balladen, die sich wiederum neben
das Beste von R. F. Meyer stellen dürfen, dazu
kommt betrachtende Lyrik der verschiedensten Art.
Es ist eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Empfin-
dungen und Tönen in dem Buch zusammengefaßt.
Ein ungemein reicher Geist breitet hier die Schätze
eines ganzen Lebens vor uns aus. Deutschland und
Italien, Vergangenheit und Gegenwart, Natur und
Geschichte, eigenes und fremdes Leid, Ernst und
Scherz, Sagen und Träume: Alles hat der Dich-
terin zum besten dienen müssen. - Besonders im

Belauschen der Natur und ihres geheimen Lebens beweist sie eine Feinhörigkeit, wie sie sich ähnlich fast nur bei Mörke findet. Dabei hören wir überall den Schlag eines starken Herzens durch und spüren den Hauch eines klaren und freien Geistes, für den auch das Abwärtsgehen der Lebensstige und der Gedanke an das Ende keine Schrecken hat. Von einer wunderbar klangvollen, ehernen Feierlichkeit sind die Verse, die Holde Kurz zu Arnold Böcklins Totenfeier gebichtet hat. Und wenn man oft den Eindruck bekommt, als wehe etwas von dem Geist dieses großen Farbensichters in den „Neuen Gedichten“, so ist jedenfalls die „Letzte Fahrt“ das schönste lyrische Gegenstück zu des Meisters Toteninsel:

Nach den Stürmen und des Mittags Wein
Still und selig muß der Abend sein.
Treibt mein Rachen in die stillste Bucht,
Wo ihr Nest die müde Möwe sucht.
Träges Wasser schläft am Felsenport,
Schweigende Zypressen stehen dort.

Keine Sonne, die den Scheitel fengt,
Lezte Einsamkeit, die mich umfängt.
Nur von meinem Kahn die Phosphorpur
Sagt's den Wassern, wo ich überfuhr.

Reife und Kraft, das sind die Zeichen, unter denen die Gabe steht, die die Dichterin mit diesen „Neuen Gedichten“ gespendet hat.

Ebenbürtig stehen neben der Lyrik der Dichterin ihre erzählenden Werke. Hier verfügt sie über eine reiche Fülle von Tönen. Bald gehen diese Werke einher im würdevoll gemessenen Schritt der historischen Novelle, bald geben sie realistische Gegenwarts-schilderung, bald spielen die Lichter eines goldenen Humors über die Erzählung hin, bald tummelt sich die Dichterin in dem lustigen Reich der Phantastien und Märchen. Überall aber ist sie eine Meisterin der ruhigen Umrißlinie, die nicht viel strichelt und nicht alle Fältchen und Münzelchen beflissen wiedergibt. Ihre Sprache und ihre Art zu charakterisieren, hat etwas kräftig und klar Geprägtes, das

an schöne Medaillen erinnert. Neben den prägnanten sentenziösen Betrachtungen und Bemerkungen, die sie da und dort wie Goldkörner hinstreut, geben besonders auch schöne, blanke Bilder ihrer Sprache einen festlichen Glanz. So rebet sie von „dem Genuß, mit dem der feine Geist des Florentiners sich auf dem leichtwogenden Strom der toskanischen Rede schaukelt“. Einer ihrer Helden erzählt, nachdem eine schöne Italienerin ihn verlassen hat: „Doch auch, nachdem sie verschwunden, war es mir, als sei ein Teil von ihrem Wesen in diesem Raum zurückgeblieben und umschwebe mich fort und fort bei der Arbeit, wie ein wunderbar feiner Blumenduft, der mir bekannt war, ohne daß ich ihn zu nennen mußte“. Ein andermal heißt es: „Das Wort Bitte sprach er mit einer Betonung aus, die Klang, wie ein klirrendes Schwert“, oder „ein Blitz streifte meine Wimpern, wie der Fittig eines Goldadlers“. Gerade diese gehobene, vornehme, mit Anschauung gesättigte Sprache vor allem ist es, die immer wieder an die

Verwandtschaft der Dichterin mit Gottfried Keller und R. F. Meyer erinnert. Sie selbst freilich bezeugt, daß ihr die Werke des letzteren unbekannt waren, als sie ihre Florentinischen Novellen schuf, und sie empfindet sich in erster Linie als Schülerin ihres Vaters.

In der Tat sind auch die gemeinschaftlichen Züge zahlreich. Da ist einmal der menschenfreundliche Humor, der besonders in einzelnen Novellen von Hermann Kurz sein drolliges Wesen treibt, in „den beiden Tubus“ und in „St. Urbans Krug“. Bei der Tochter nähert sich dieser Humor nicht selten einer scharfen Ironie, wenn auch meist das wohlwollende Behagen vorwiegt, wie besonders in der Schilderung des italienischen Volkslebens oder in einzelnen Phantasien und Märchen. Wie reizend ist der Anfang der wunderhübschen Legende: „Der geborgte Heiligenschein“: „Es war einst ein gar kurioser, alter Heiliger, der wohnte in einem hohlen Baum und lebte nur von Heuschrecken und wildem

Sonig. Er war so fromm, daß er immer barfuß ging und nichts auf dem Leib trug, als einen halberfesten härenen Mantel, gleich wie einst Johannes der Täufer in der Wüste getragen; sein einziger Besiß war ein großer, wunderschöner Heiligenschein, den hielt er auch über alles und pflegte ihn durch häufige Bußübungen und Enthaltbarkeit von aller Weltlust so, daß er immer besser gedieh. Sein größtes Vergnügen war, an schönen Sommertagen durch Wald und Feld damit spazieren zu gehen und ihn so recht lustig in der Sonne glänzen zu lassen; kam er dann an ein Bächlein oder an eine Pfütze, so auf der Straße blinkte, so blieb er auch gern einmal stehen und bespiegelte sich darin. Dabei war er gar nicht hochmütig gegen andere Sterbliche, sondern, wenn der Geringste vor Gott und Menschen an ihm vorüberging und ihn ehrfürchtig grüßte, so legte er immer freundlich dankend die Hand an seinen Glorienschein, denn einen Hut besaß er nicht und wollte auch keinen, und weit

und breit pries man seinen gottseligen Lebenswandel und die Demut, wodurch er dieses köstliche Kleinod erworben hatte.“ Wie ist es ein Bild von grotesker Komik in dem neuesten ihrer Erzählungsbände „Von bazumal“, wenn sie uns den stets sich mehrenden Zug der alten Weiber schildert, die hastend und keifend durch Dörfer und Wälder der Pelzmühle in Tripstrill zustreben, um sich dort wieder jung mahlen zu lassen. Mit feiner Ironie ist in der Novelle „Erreichtes Ziel“ der selbstgefällige Egoismus eines ältlichen Junggesellen gezeichnet, welcher der Dame, die er verehrt, als Weihnachtsgabe nichts Besseres zu widmen weiß, als eine Begräbnisstätte in seiner künstlerisch ausgestatteten Familiengruft. Ganz in Kellerschem Geist und Stil ist eine Stelle in den italienischen Novellen. Antonio, der Liebhaber der Cherubina, ist dieser untreu geworden. Sie kann aber ohne ihn nicht leben. So sehen sich Mutter und Tochter nach höherer Hilfe um: „Die unglückliche Mutter wußte nicht mehr, an welche Tür

Klopfen, und entschloß sich in ihrer Not zu einer neuen Spende für die Madonna. Da sie aber der Santissima Annunziata noch wegen der letzten Fehlbite grollte, trug sie diesmal ihre Kerze in den Dom und flehte zur heiligsten Empfängnis, daß sie des Mädchens Gedanken von dem Unwürdigen abwende; sie wollte ihr dafür, sobald sie wieder bei Geld war, ein silbernes Herz stiften. Cherubina kniete daneben und durchkreuzte insgeheim das mütterliche Gebet, indem sie der Heiligen noch viel größere Gelübde tat, damit sie ihr Antonio zurückführe: wenn die Kerze unter den Händen des Kirchendieners hell aufflammte, wollten sie es beide für ein Zeichen der Gewährung ansehen. Aber, sei es, daß der Docht zu kurz war, oder daß die Madonna nicht wußte, welches von den beiden Gebeten erhören, das Licht schwankte ängstlich im Luftzug, und als der Diener nachhelfen wollte, verlöschte es ganz.“

Auch der gebiegene Realismus ist ein Erbstück des Vaters. Beide geben nicht bloß die Seite des

Menschen, die dem Beschauer zugeteilt ist, sondern die ganze Person. Wie prachtvoll hat Hermann Kurz diese Kunst in seinen Romanen bewährt: Der Herzog Karl, Schubart, General Kieger, die Sonnenwirtsfamilie in Ebersbach — wie sind sie alle so rund herausgekommen. Solche Kurz hat sich im Roman nicht versucht, aber ihre Novellen geben reichlich Proben dieser Fähigkeit, plastisch zu modellieren. Schon das Äußere einer Persönlichkeit versteht sie mit wenig Strichen, aber in sicherem Umrisse zu zeichnen. So in ihrer Novelle „Unsere Carlotta“: „Als sie den Namen Carlotta nannte, stieg eine halbvergeffene Gestalt aus meiner Erinnerung auf: ein herrliches Weib, wie eine antike Kolossalstatue, mit braunem, unbeweglichem Gesicht und großen goldenen Ringen in den Ohren. Sie stand leibhaftig vor mir, wie sie den Rasen am Hügelabhang der Villa Fotta umschorte, die Schaufel kraftvoll in das trockene Erdreich niedertretend und ruhig Scholle zu Scholle legend. Sie sah aus wie

das letzte Individuum einer untergegangenen Rasse aus einer Zeit, wo die Menschen noch weniger zahlreich, aber körperlich vollkommen waren.“

Der Freude am Fabulieren hat sich Hermann Kurz besonders in einzelnen seiner Märchen und Schwankweisen Erzählungen hingegeben. Freilich hat seine Phantasie oft auch etwas Stockendes und Schwerfälliges. Im großen und ganzen fühlt er sich auf dem Boden der Zuständlichen Schilderung besser zu Hause und legt seinen Erzählungen gerne Überliefertes zugrunde. Die Erzählgabe von Holde Kurz hat dagegen etwas ungemein Flüssiges. Raum je empfängt man den Eindruck, daß ihr die Erfindung und Verwicklung der Begebenheiten Schwierigkeiten machte, und fast, nicht ohne ironische Seitenblicke auf die Torheiten des Weltwesens ergeht sie sich auch in einer selbstgeschaffenen Welt bunter Phantasien.

Im Jahre 1890 erschienen die „Phantasien und Märchen“, eine Sammlung mit Stücken darunter,

die so gleichmäßig und sicher gearbeitet, so wohl abgerundet und so voll feinen Humors waren wie „Der geborgte Heiligenstein“. Eine gewichtige Gabe waren die im gleichen Jahre erschienenen „Florentiner Novellen“, die man unbedenklich unseren besten historischen Novellen zuzählen darf. Wie die vor wenigen Jahren erschienene „Stadt des Lebens“ kulturhistorische Schilderungen aus der Zeit der Renaissance in Florenz enthält, so führen uns die Florentiner Novellen auch in jene Zeit. Die 1895 veröffentlichten „Italienischen Novellen“ schildern das italienische Leben der Gegenwart in einer Reihe von geistvoll und flott geschriebenen Erzählungen. Ergreifend ist das „Seelengemälde“ eines italienischen Landmädchens: „Pensa“.

In der Sammlung „Von dazumal“, die 1900 erschien, kehrt die Dichterin wieder in ihre Heimat zurück. Neben Jugenderinnerungen wie das stimmungsvolle: „Nachbars Werner“ steht eine feine psychologische Skizze: „Es und ich“ und ein schwankartiges

Märchen, die schon erwähnte „Reise nach Tripstrill“. Über den Jugenderinnerungen liegt ein eigenartig aus Wehmut und Humor gemischter Hauch.

Daß Ihsolde Kurz in allem, was sie geschrieben hat, einen klaren Geist und ein starkes Herz verrät, kann sich niemand verbergen. Süßlichkeit, Überschwenglichkeit, Verschwonnenheit sind ihr immer fern gewesen, und so ist sie frei von den Schwächen, denen andere Dichterinnen nicht selten unterlegen sind.

Zu Ende des Jahres 1904 hat die Dichterin außer ihren „Neuen Gedichten“ noch eine Aphorismensammlung „Im Zeichen des Steinbocks“ und die Gedichte ihres Bruders Edgar Kurz herausgegeben.

Im Zeichen des Steinbocks, zur Zeit der Winter- sonnenwende, ist Ihsolde Kurz geboren. Im Zeichen des Steinbocks stehen auch die Betrachtungen und Aphorismen, die in dem so betitelten Bande vereinigt sind. Sie sollen hinweisen auf die kommenden Tage, in denen die Sonne siegt über Dunkel und Nacht.

In ätherleichte Luft, zum Alpenfirn
Trägt mich der Geist, ich fühl' um meine Stirn
Das Wehen schon der ungeborenen Lage,
Mein Sein leg' ich getrost auf ihre Wage,
Und leb' ein Stündchen, wo die Zukunft weht,
Indes die längste Nacht vorüberschwebt,
Bis mir der Sonne neugeborne Pracht
Aus Windeln frischen Schnees entgegenlacht.

Wohlauf! der Steinbock tritt die Herrschaft an,
So steige, Seele, mit der Sonnenbahn!

Es ist Höhenluft, die durch dieses feine, reiche
Buch weht. Nicht die dünne Höhenluft, die Herz-
klopfen und Beklemmung schafft, sondern die, die uns
freier atmen läßt, wenn wir aus dem Dunst und
Qualm der Niederungen kommen. Was da in drei-
zehn Abschnitten über das Menschendasein überhaupt,
über Mann und Weib, über Poesie, Kunst und Künstler,
über Sprache, Ethik und Rhythmus ufm. gesagt ist,
fesselt nicht bloß durch die Klarheit und Kraft des
Denkens und die Feinheit der Beobachtung, die sich
darin kundtut, sondern ebenso durch die edle, vornehme,

einfache Sprache, in der es vorgetragen wird. Da ist nichts von dem beklüftenen Gaste nach Paradoxien und Antithesen, nach Unerhörtem und Verblüffendem, in das so viele Aphoristen sich hineinhezen. Bei aller Schärfe der Beobachtung und des Urteils sind diese Aphorismen doch meist reife Früchte. Oft wenn man die Erzählungen der Dichterin liest, bedauert man fast die Zurückhaltung, mit der sie ihre persönlichen Meinungen vornehm im Hintergrund hält, denn überall spürt man durch, daß sie ihre eigene Anschauung hat von Welt und Leben. Was sie, von feinem Kunstgefühl geleitet, dort hintanhält, das breitet sie in diesem Band vor uns aus. — Über Frauenbewegung und Frauenfrage hat die Dichterin mit besonderer innerer Beteiligung nachgedacht. Es ist von hohem Interesse, sie über diese Angelegenheiten zu hören: „Wenn die ungeheuren Anforderungen der modernen Zivilisation den Mann immer mehr zum Fachmenschen plattbrücken und ihm die Zeit zur humanistischen Auszubung beschränken, so

muß es Sache der Frau werden, der Menschheit ihre höchsten Erbglüter zu bewahren. Nach diesem Ziele hat die unaufhaltsam gewordene Frauenbewegung, die zunächst nur praktische Zwecke verfolgt, allmählich umzulenken. Denn wenn es sich bei all dem Kraftaufwand immer nur um Förderung und ökonomische Sicherung einzelner weiblicher Wesen, also um den Ausnahmefall handeln sollte, so wäre der Preis zu klein für so viel Mühe. Ein viel größeres Ziel muß gesetzt, ein allgemeinerer und noch viel zwingenderer Notstand muß gehoben werden: wir brauchen eine stärkere, abligere Mutter für die künftigen Geschlechter als die Durchschnittsfrau von heute. — — Kein Zweifel, die Herkulesarbeiten der Zukunft werden wie die der Vergangenheit vom männlichen Geschlecht verrichtet werden. Der Frau liegt es ob, den würdigen Kulturhintergrund für die Taten der künftigen Heroen zu schaffen, damit die Menschheit nicht trotz ihrer Gottähnlichkeit in die Barbarei zurückfalle.“

Als ein Grundton geht durch die Gedankenwelt der Dichterin die Begeisterung für die edle Formenwelt des Südens: „Gegen die wieder ausbrechende Deutschtümelei in der Literatur und Kritik,“ führt sie aus, „die alles Streben nach der Kultur des Südens als antipatriotisch verächteilt und auch Goethe nur bis zu seiner italienischen Reise gelten lassen will, sollte man immer daran erinnern, daß der Zug nach dem Süden, dem Lande der Form, ein nationaler Zug ist. Im Goten, im hohenstaufischen Kaiserhaus, überhaupt immer, wenn der Deutsche sich regen konnte, wurde dieser Trieb zur Tat. Das hellenisch-römische Formgefühl gewinnen, es mit dem tiefen prophetischen Geiste des Germanentums durchdringen, das ist und bleibt die Kulturaufgabe der Deutschen.“

„Aber du willst uns zu Griechen machen, du vergißt ganz, daß wir von Natur formlos und nebelhaft sind.“ — „Wie könnte ich das vergessen! Aber seine eigenen Mängel kultivieren, kann das die Aufgabe einer Kultur sein?“

Ähnliche Gedanken klingen immer wieder bei ihr an. Es würde indes eine falsche Vorstellung von dem Inhalt des Buches erwecken, wenn man schließen wollte, daß sich der ganze Gedankengehalt des Buches ausschließlich in dieser Richtung bewegt. Wenn die Welt des Religiösen und Metaphysischen in dem Werk auch nur gestreift wird, so finden dafür die unzähligen Fragen des gesellschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Lebens ergiebige Erörterung, und wie die anderen zwei Bücher, die wir in diesem Jahr der Dichterin verdanken, so empfinden wir auch dieses nicht in erster Linie als literarisches Produkt, sondern als Spende und Gabe.

Cäsar Fleischlen.

Der Bewegung des Naturalismus sind die Schwaben fast durchweg ablehnend gegenübergestanden. Nicht bloß F. Th. Fischer, der noch das erste Einsetzen dieser Bestrebungen erlebte, sondern vor allem auch Karl Weitbrecht hat sich vielfach in scharfer und schroffer Weise über den Naturalismus der Moderne ausgesprochen. Die Traditionen der Vergangenheit waren überall im Schwabenland zu stark und festgewurzelt, als daß man sich mit dem oft abstoßenden Auftreten der neuen Richtung hätte damals befreunden können. Nur ein Schwabe ist durch diese Schule hindurchgegangen, ohne sich freilich auf sie einzuschwören, der 1864 in Stuttgart geborene Cäsar

Flaischlen, der nun schon seit Jahren nach Berlin übergesiedelt ist. Nachdem zwei Jugendwerke des Dichters unter dem Pseudonym R. F. Stuart erschienen waren, machte er sich mit seiner „Toni Stürmer“, einer „Alltagsgeschichte“ in fünf Szenen, als bemerkenswerter Vertreter des Naturalismus bekannt. Wenn auch in diesem Drama schon einige Züge erscheinen, die sich in dem späteren Schaffen von Flaischlen überall verfolgen lassen, im allgemeinen treten doch in dem Werk die unerfreulichen Seiten des Naturalismus stark zutage: die breitspurige Hervorhebung der niederen seelischen Instinkte und die brutale Plumpheit in der Zeichnung des Menschlichen und allzu Menschlichen. Flaischlen ist bald über diese Entwicklungsstufe hinausgekommen. Schon sein nächstes Drama, das 1895, vier Jahre nach der Toni erschien, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt. Es ist betitelt: „Martin Lehnhardt“. Ein Kampf um Gott. Ein junger Tübinger Stiftler ist nach Berlin gekommen, um dort seine Studien zu

vervollständigen. Er zerfällt hier mit dem Kirchenglauben und ist auch eine Zeitlang in Gefahr, auf sittliche Abwege zu geraten. Da kommt ihm Rettung und neuer Lebensmut von seiner Hauswirtin, einer verwitmeten Justizrätin mit grauem Haar. Sie schenkt dem jungen Manne ihre Liebe, halb in mütterlicher Zuneigung, halb in einem letzten Aufwallen von Lebensdrang. Der schwäbische Onkel und Pflegvater Lehnhardts, Pfarrer Gottlieb Theodor Bilfinger von Goldingen, ist empört, besonders über die religiöse Entwicklung des Neffen, und sagt sich entrüstet von ihm los. Martin bleibt in Berlin und wird Schriftsteller. Die Personen sind mit kräftigen Strichen gezeichnet. Das Stifflertum Lehnhardts kommt recht glaubhaft und lebenswahr heraus. Der pfarrherrliche Onkel ist oft etwas derb gehalten, aber mit einer ganzen Anzahl gut beobachteter Züge ausgestattet. Wie er und der Nefse aufeinanderplagen als die Vertreter des Alten und des Neuen, das wirkt vielfach typisch. Die Sprache

hat individuelle Färbung. Aber das Verhältnis Lehnhardts zur Justizrätin behält etwas Unnatürliches, Unwahrscheinliches und Unerfreuliches. Daran ändern auch die hohen Worte nichts, die die Frau zu seiner Erklärung macht. Es kommt dadurch ein Zug von muffiger Pervertität in das sonst frisch und kräftig empfundene Stück. Dieses wird freilich durch dieses Drama auch klar. Daß der Naturalismus nicht notwendig eine wurzellose Großstadtkunst sein muß, sondern daß er den Dichter auch dazu führen kann, stammestümliche Heimateindrücke in seinen Werken zu verwerten und auszugestalten. Die Partien im Lehnhardt, in denen dies geschieht, sind die lebensvollsten des Stückes. Auch sonst hat Flaischlen gerade in der früheren Periode seines Schaffens mehrfach auf diesen Zusammenhang hingewiesen. Nicht bloß dadurch, daß er mit einem Bändchen schwäbischer Dialektlyrik: „Am Haselnußrot“, hervortrat, sondern auch in den Ausführungen, die er seinem Sammelbuch moderner Prosadichtung,

„Neuland“, voranstellt. Er sagt dort: „In der Inhaltsübersicht wurde bei den einzelnen Autoren deren Stammeszugehörigkeit bemerkt. Ich halte das für um so wissens- und beachtenswerter, als noch zu keiner Zeit in unserer Literatur sich eine solche Fülle verschiedener Stammeseigentümlichkeiten geltend machte. Ein jeder der Autoren bringt ein Stück Heimat in seine Dichtung, sowohl in bezug auf seine Sprache als auch in bezug auf seine ganze Weltanschauung; und ein intimes Verständnis der verschiedenen Beiträge ergibt sich erst, wenn man dieselben gleichzeitig auch unter diesem Gesichtspunkt auf sich wirken läßt.“

Was seither von Flaischlen erschienen ist, liegt freilich nach einer anderen Seite! Seine scharfe, feine Beobachtung, sein Drang nach ungeschminkter Wahrhaftigkeit, nach stimmungsvoller Unmittelbarkeit hat ihn mehr und mehr zu einem Hauptvertreter der impressionistischen Skizze gemacht. Bald nähern sich seine Dichtungen dieser Art nach Form und Umfang

der Novelle, bald sind sie mehr Lyrik in freien Rhythmen oder in Prosa. Zwei größere Stücke novellistischen Charakters sind in einem 1897 erschienenen Band vereinigt: „Professor Hardtmut, eine Charakterstudie“, und „Flügel müde, ein Abschnitt aus dem Leben eines Jeden.“ Es ist viel feine Stimmungskunst in diesen beiden Dichtungen. 1898 erschien: „Von Alltag und Sonne“. Es sind Gedichte in Prosa und ähnliches nebst zwei größeren Stücken: der reizend feinen Lebensidylle „Lotte“ und einem Phantasiestück und „Sonnenaufgangslied“: „Morgenwanderung“. Eine Art Ergänzung dieses Bandes ist die 1900 erschienene Sammlung: „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Gesammelte Gedichte, Briefe und Tagebuchblätter“. Im Vorwort gibt der Dichter persönliche Bekenntnisse und verschiedene Fingerzeige für das richtige Verständnis seines Schaffens: „Das Buch enthält“, so schreibt er, „die Auf- und Abstimmungen, die in dieser oder jener Weise schlechterdings jeder einmal lebt, da jeder

einmal 20 Jahre ist und dann 25 und 30 und 35 wird. Denn unsere Lebensgänge sind nicht so verschieden, als ihre äußere Verschiedenheit scheinbar dartut. Die Seele lebt im letzten Grunde immer und in jedem das gleiche Leben, nur die Gesichter sind verschieden und die Hülle, die man trägt. Die Innenwelt kämpft überall den gleichen Kampf und freut sich überall der gleichen Freude.

So verstanden objektiviert sich auch das Individuellste und Persönlichste zum Allgemeinen und Typischen.

Der Schaffende selbst kann nur sich geben, wenn er sich nicht damit genügen will, bloß Außenbilder zu zeichnen. Er begreift nur aus sich heraus, nicht in sich hinein. Das eine baut auf dem Leben der Innenwelt auf, das sich nach außenhin zu vollbringen und auszugestalten sucht und dabei zu stetem Kampf gezwungen ist, das andere auf der errungenen oder erträumten Erfüllung nach Überwindung dieses Gegensatzes. — —

Wir brauchen eine Kunst, die lebbar ist, die mit-
hilft, aus dem Kampf, in dem wir alle liegen, hinaus-
zufinden und die uns vorbildlich vorangeht.“

Durch das ganze Schaffen von Flaischlen geht
ein Grundzug von der „Toni Stürmer“ bis zu
den „Lehr- und Wanderjahren des Lebens“. Ein
Drang nach Leben im Vollsinn des Wortes und nach
höchster Betätigung und Ausgestaltung der Persön-
lichkeit, ein Hunger nach Licht und Sonne, eine Seh-
sucht nach Befreiung von all dem Kleinlichen, Engen,
Alltäglichen, das als Konvention, schlaffe Müdigkeit,
Gewohnheit und Gemeinheit uns unaufhörlich knechtet,
bedrängt und lähmt. Dieses Grundstreben spricht
sich in verschiedenster Weise aus. Bald in Erzäh-
lungen und Schilderungen, die uns solche Kämpfe
veranschaulichen, bald in Stimmungsbildern, die in
Prosa oder Versen getreue Abdrücke der verschiedenen
Seelenzustände geben. Da jubelt der Dichter, wenn
ein ersehnter Sonnenblick seinen Alltag vergolbet, da
tröstet er sich mit der Hoffnung auf einen großen

Morgen und Sonnenaufgang, da klagt er in Stunden der Müdigkeit über die bleierne Ode des grauen Lebens. Das alles ist meist leicht hingesezt, leis ausklingend, mit feinen Farben, oder auch notizhaft hingeworfen, wie das Bruchstück eines Selbstgesprächs. So machen diese Skizzen meist den Eindruck ungezwungener, intimer Unmittelbarkeit. Sie geben sich vor allem als Dokumente eigensten persönlichen Lebens und wirken als solche oft lebendiger und antregender als Dichtungen von vollendeter Kunstform, bei denen der Dichter ganz im Hintergrund bleibt. Eine träumerische Sonnenstunde, die alle Räden und Läden des Lebens vergessen macht, schildert eine Probe aus Alltag und Sonne. Die Skizze „Im Rahn“ mit ihrem wohligen Schaukelrhythmus:

Schaukelt weiter mich, ihr Wellen! . . . schaukelt
weiter mich, ihr Winde . . . durch die wunderbare
Ruhe dieser lichten Einsamkeit . . . leise, leise
wiegt mich weiter
in die Ferne

zu den stillen weißen Wolken, die den Horizont
umflimmen . . .

Tragt mich fort, wohin ihr wollt!

Immer mehr versinkt die Küste mit dem
Strand und mit den Bergen . . . Alles wird
zu blauem Glanz . . .

Selig lieg' ich auf dem Rücken, horche auf
die Ammenlieder, die mir Wind und Wellen
singen . . .

salte langsam meine Hände . . . schließe
lächelnd meine Augen und verträume
in den Himmel,

wie ein Kind in stiller Wiege . . .

Meine Mutter ist die Sonne . . .

meine Mutter ist die Sonne,
und ich weiß, sie hat mich lieb!

Meist freilich schleicht sich bei Flaischen in die
frohesten Stunden ein leises Herbstgefühl ein, ein-
müdes Ahnen von Berwelken und Berklingen aller
Freude und allen Lebens. Selten ist diese Stim-
mung so konzentriert und fein gegeben wie in dem
folgenden „Ein Sonntag“:

So geht ein Sonntag still zu Ende, auf den
du lange dich gefreut . . .
ein müder Bettler steht am Weg
am heimatlosen,
und spielt ein Leierkastenlied . . .
ein leises Abendrot verweint am Himmel . . .
Und aus den Gärten her, sommermüd,
kommt's wie ein Duft von heimlich verwelkenden
Rosen.

Charakteristisch nicht bloß für die Grundanschauung und Grundstimmung des Dichters, sondern auch für den Gesprächsstil, in dem vieles bei ihm einhergeht, ist die folgende Betrachtung in den Lehr- und Wanderjahren des Lebens:

Das ist das Leben! Was erwartest du mehr?!
was du hast, ist alles! es gibt nichts mehr!

Das ist das Leben:
all diese kleinen Alltäglichkeiten
von Stund' zu Stunde: Dies Aufsteh'n morgens
und dann den stillen Tag entlang
in stillem Gleichlauf deine Arbeit . . .

Reife von gestern, Sorgen zu morgen . . .
zuweilen auch wohl ein . . . froher Gang,
ein hellerer . . . ein vollerer Klang . . .
ein bißchen Scherz, ein bißchen Ärger,
ein bißchen Glück, ein bißchen Lück . . .
hochwichtig alles für den Augenblick,
im nächsten aber schon vergessen
und schließlich auch ganz einerlei:
ob morgen wohl schön Wetter sei?!
und wenn, wohin man abends gehe?
und wie es da und damit stehe?!
und dies und das und das und dies,
hundert kleine Was und Wies,
hundert kleine Wohl und Wehe! . . .

Das ist das Leben! erwarte nicht mehr!
was du hast, ist alles! niemand hat mehr!

Es fragt sich nur, wie's jeder faßt
und schiebt und schiebt,
und wie man's in die Zügel strafft,
und wie man's aussetanderspielt
und wieder dann zusammenzielt,
damit sich doch zuletzt ein Ganzes,
großlinig Eigenes draus ergibt!

Obgleich Flaischlen dem Schwabenland vor Jahren schon den Rücken gekehrt hat, weist doch seine Art eine Reihe von Zügen auf, die mit der schwäbischen Stammesart, wie wir sie aus der bisherigen Literatur kennen, manche Verwandtschaft haben. Da ist eine gewisse Neigung zur Formlosigkeit, ein starkes Gefühl für die mannigfache Verflechtung ästhetischer und ethischer Werte, und eine oft trübe, melancholische Lebensbetrachtung. Die Kunstmittel, deren sich Flaischlen bedient, stammen allerdings vorwiegend aus der neueren Literatur.

Kurz vor Weihnachten 1904 ist ein neues Buch von César Flaischlen erschienen: „Jost Seyfried. Ein Roman in Brief- und Tagebuchform“. Im Vorwort weist Flaischlen darauf hin, daß seine novellistische Studie „Flügelmäde“ eine Art Umrißzeichnung zu dieser nun ausgeführten Dichtung bilde. Ferner führe Jost Seyfried in seiner Weise nun weiter, was die beiden Sammlungen „Von Alltag und Sonne“, und „Aus den Lehr- und Wanderjahren des

Lebens“ anstreben. In der That klingen die Grundgedanken und Grundstimmungen, die in Flaischens bisherigen Werken hervortreten, in verstärkter Weise durch dieses Buch hindurch. Der Kampf mit dem Alltag, die Furcht vor dem Müdewerden, die Selbstaufmunterung zum Weitergehen, die Anschauungen des Dichters vom Leben und von der Kunst, seine Freude an Sonne, Frühling und Meer, das alles wird in der losen, verschwebenden Weise vorgetragen, die wir aus seinen novellistischen und lyrischen Werken kennen. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß die gleichen Gedankengänge und Stimmungen oft bis zur Ermüdung variiert werden und daß hierdurch die Wirkung des Ganzen nicht selten nothleidet, aber doch fehlt es auch nicht an Partien, in denen die feine Stimmungskunst des Dichters uns mit zarten Händen die Seele streichelt und wir uns von ihr in ein weiches Träumen einwiegen lassen. Man muß Flaischens Lyrik hören, mit ihrer leisen Melodie, die in vielen Fällen den Bildern und

Versen ihren Hauptreiz gibt. Das gilt auch von dem
Folgenden:

Wie du so redest . . . von deinen Träumen:
wie du stürmisch ins Weite drängst
und wie froh du das Leben dir denkst:

überall alles: Rosen und Lieder
und Lachen und Lieder
und Lust und Tanz,
überall nur weitoffene Lären,
überall Freude, Liebe und Glanz!

Plaudere weiter und laß mich so sitzen,
still mit abgewandtem Gesicht . . .
plaudere weiter! ich höre alles!
es klingt wie ein altes vergessenes Gedicht:

Ragende Wälder, goldwogende Felder,
blühende Gärten ringsumher,
und mit schimmernd weißen Segeln
meine Schiffe über dem Meer . . .
Nähe und Ferne: Sonne und Sommer,
Glück, Erfüllung und Gewähr,
Jugend und Freude,
Lachen und Lieder,

Rosen und Klieder,
Luft und Tanz,
überall weitoffene Türen,
überall Leben, Liebe und Glanz! . . .

Plaudere weiter und laß mich so sitzen!
Gönne mir dies Weilchen Ruh
und laß mich träumen: ich sei du . . .

Jedes Wort weckt tausend Farben,
Farbe wird Klang und Klang Gedicht,
plaudere weiter . . . ich höre alles,
aber sieh mir nicht ins Gesicht!

Solche Lyrik wirkt weder durch originell Geschautes noch durch überraschend und neu Empfundenes, sondern fast allein durch ihre Musik und ihren Rhythmus. Scharfumrissene Gestalten und Geschehnisse gibt das Werk Fleischens kaum. Alles löst sich in Betrachtungen und Stimmungen auf.

Hermann Hesse.

Aus einer Zeit, da die Fluten des Naturalismus sich längst verlaufen hatten, stammen die Hervorbringungen eines anderen jungen Dichters.

Hermann Hesse wurde 1877 in Calw geboren. Zunächst sollte er die übliche Laufbahn eines württembergischen Theologen einschlagen. Er machte das Landexamen, besuchte eine Zeitlang das Seminar Maulbronn, trat aber bald aus demselben aus und wandte sich, nachdem er kurze Zeit Mechaniker gewesen war, dem Buchhandel zu. In Tübingen und Basel widmete er sich diesem Fach, lebt aber jetzt seit Sommer 1904 als Schriftsteller in Gaienhofen am Bodensee.

Er ist 1899 zum erstenmal auf den Plan getreten mit „Romantischen Liebern“. Es war viel Heimweh

in diesen Gedichten, viel Müdigkeit und Melancholie. Der Dichter flüchtete sich gern aus dieser Welt in seine Traumgärten. Dort wandelten zwischen späten Aestern seine Sehnsüchten mit stolzen Augen in verträubten Händen, mit schmalen weißen Händen, und die müde Luft trug aus silbernen Fernen wunde, kranke Geigentöne herüber. In allem war eine gewisse Pose nicht zu verkennen, eine Freude sich zu drapieren mit Purpurträumen und goldverbrämten Königskleidern, dabei aber auch ein Streben nach schillerndem Glanz der Verse, ein zartes Gefühl für die musikalischen Reize der Sprache, eine echte Sehnsucht nach vornehmer Schönheit und immer wieder ergreifende Herztöne, wie in dem innig-schlichten:

Nun ist der Tag zu Ende,
Leg mir die lieben Hände
Auf Stirn und Haar,
Und singe mir! Und wende
Von mir der Träume laute Schar!

Bald darauf erschien von Hesse: „Eine Stunde hinter Mitternacht“. Es sind Prosafikzen, wir spüren Maeterlind, Stephan George, Nietzsche durch in diesen Gemälden, die weltferne Schönheitslande schildern. Sie erzählen uns von schlanken Frauen, die mit goldenen Bällen spielen, von greisen Fährmännern in roten Mänteln, von Schloßern, die aus dunklen Flederwäldern ragen, von schwarzen unergründlichen Seen, über die ein weißer Schwan einsam hingeleitet. Wie wundervoll ist das Rotturmo. Da hat alles einen großen, ernsten Stil. Das ist eine Sprache, die tönt so geheimnisvoll wie das Rauschen des Waldes in stiller Mitternacht, schwermütig, tiefstönig, unergründlich! Und doch! Alles in allem ist das Buch ein Buch für Literaten und Liebhaber des Aparten, es ist lebensferne Künstlerkunst, deren feierlicher Stil nicht selten etwas Steifes und Langweiliges hat.

In den „hinterlassenen Schriften und Gedichten von Hermann Lauscher“ stieg der Dichter dann

wieder auf die Erde herab und gab interessante Einblicke in sein Innenleben. „Meine Kindheit“ ist das erste Stück des Werkes. Ein in wundervoller Prosa mit viel Innigkeit und psychologischer Feinheit geschriebenes Idyll. Wie lernen ein nervöses Kind kennen von erregter Phantasie. Wie er den ersten Apollo sieht, den Schmetterling mit den wunderbaren alabasternen Flügeln, den blanken Diamantlinien und blutrothellen Augen darauf, da durchströmt ihn atemlose, herzklopfende Wonne, und wie ihm später die Mutter die alten Märchen erzählt, da schafft er sich bald aus eigener Kraft eine Welt von Rondscheinwiesen, Berghöhlen und Palästen, die er mit den Gestalten seiner Phantasie bevölkert, und diese Gestalten werden ihm zu Zeiten so lebendig, daß er zitternd vor ihnen zurückbangt. Auch die anderen Teile des Büchleins: „Die Nacht in Tübingen“ und das „Tagebuch“ bieten des Feinen und Interessanten genug, stehen aber doch hinter der Kindheitsidylle zurück. Das ganze Büchlein mit seinem Titel

und seiner Einkleidung soll andeuten, daß in ihm der Dichter Abschied nehmen will von einer für ihn abgeschlossenen Entwicklungsperiode. Das moderne Wesen begann ihn „schauspielerhaft anzumuten und zu verbrießen“. „Jener Lauscher bedeutet für ihn den Sarg, in den er einen Teil seines früheren Strebens ohne Tränen gelegt hat.“

Durch Wanderungen in Süddeutschland, der Schweiz und Oberitalien, durch Umgang mit Menschen aller Klassen und Stände gewann er ein innigeres Verhältnis zum Leben, und in seinen 1902 erschienenen Gedichten bot er nun ein feines, reifes stilvolles Werk. Karl Buse, der die Gedichte eingeführt hat, sagt in der Vorbemerkung: „Über die mondbeglänzten Dächer einer fremden Stadt singt eine Geige. Sie singt ein Heimwehlied voll dunkler Süße und weher Schönheit, und der den Bogen führt, fühlt sein Herz zittern in unbestimmter Trauer. Er ist ruhelos und sucht nach Ruhe, er ist heimatlos und sucht nach Heimat. Er sieht zu

oft in die Sterne und gibt seiner Sehnsucht viele Namen. So hat sie ihn zum Pilger gemacht und ihm so lange vom Glück und Glanz der Ferne geredet, bis die Heimat ihm grau und trübe ward. Nun aber nach Wandern und Irren sieht er müde zurück: Da leuchten die verlassenen Tale der Jugend in Schönheit und Frieden, und die Mutter beugt sich zu ihm, und holdselig und rein schaut erste Liebe ihn an. Doch er weiß zu gut: Nur die Erinnerung leuchtet so, und die Erfüllung schmerzt. Deshalb greift sein Traum über jede Möglichkeit der Erfüllung und Enttäuschung hinaus. Er träumt von Meeren, die noch keine Segel sahen, er träumt von Frauen, deren bleiche Schönheit nicht mehr auf Erden wandelt, er träumt von bunten Fahrten und Abenteuern vergangner Zeit. Die letzten Zeugen solchen verschollenen Lebens locken seltsam sein Herz: leere Prunkpaläste, die dem festlichen Tag fremd wurden; alte, stolze Städte, deren Ruhm einst die Welt erfüllte und die nun schon lange schweigend verfallen.

Wunderlich fühlt er sich ihnen verbunden, als hätte auch er nur einer heiligen Erinnerung nachzutrauern. Und gibt jene seinem Liebe friedevolle Reinheit, so schwingt dieses als weher Ton dunkel und eigen hinein.“

Wenn wir die Gedichte mit den romantischen Liedern vergleichen, von denen mehrere herübergenommen sind in die neue Sammlung, so sehen wir, wie beim Dichter allmählich der Umfang des Gesichtskreises, der Empfindungen, der Ausdrucksmittel sich erweitert hat. Die Grundstimmung ist eine herblich-reife Milde. In der Form bewegt sich der Dichter zwischen zwei Polen. Der eine ist die kindlich primitive Schlichtheit der Romantiker, eines Novalis, eines Eichendorff, eines Tieck. Mit dem letzteren vergleicht sich Heße selbst einmal. Wunderbar gelingt ihm die innige Reinheit dieses Tones:

Wie eine weiße Wolke
Am hohen Himmel steht,
So weiß und schön und ferne
Bist du, Elisabeth.

Die Wolke geht und wandert,
Raum hast du ihrer acht,
Und doch durch deine Träume
Geht sie in dunkler Nacht.

Geht und erglänzt so silbern,
Daß fortan ohne Raft
Du nach der weißen Wolke
Ein süßes Heimweh hast.

Diesem Streben nach schlichter Innigkeit steht eine Freude am Glanz und Gleiß bunter Farben gegenüber. Darum liebt er die schlanken Silberfische, die im Flimmerglanz ihrer blanken Schuppen durch das klare, kühle Wasser schwängen. Darum hat es ihm auch der Süden angetan mit seinen tiefen Farben. Wie prachtvoll kommt gerade diese Sehnsucht zum Ausdruck in dem Gedicht „Der Abenteurer“:

Mein Herz ist müd', mein Herz ist schwer;
Ich habe Sehnsucht nach dem Meer;
Ich habe Sehnsucht nach der Glut
Der violetten Abendstunde,
Die lodernd auf den Wellen ruht
In einem süßitalischen Stunde.

Ich habe Sehnsucht nach den blauen
Sternhimmeln der Lagunennacht,
Nach der Kanäle weller Pracht
Und nach Venedigs schönen Frauen,
Nach welscher Schifferlieder Sang,
Nach frechen, dunklen, sturmbedrohten
Fahrten in schwanken Schifferbooten
Und nach der gellen Brandung Klang.

Deutsch und bellommen schwelt die Luft
Der Stadt um mich — o wieviel Tage
Und Jahre, die ich ohne Duft
Und Klang und Farbe hier verlage!
Indessen rollt und rollt die Zeit —
Wie einer fernen Warte Feuer
Glänzt mir herüber jahreweit
Die bunte Welt der Abenteuer,
Versunken ohne Wiederkehr
In Trauer, Traum und Dunkelheit . . .

Mein Herz ist müd', mein Herz ist schwer;
Ich habe Sehnsucht nach dem Meer.

Esse gehört nicht zu den Lyrikern, die aus ihrem
gewaltsam ausgewählten Innern unter gequältem
Klingen ihre Lyrik emportreiben. Auch nicht zu

denen, die durch festen Wurf und elementare Urwüchsigkeit verblüffen. Aber er bestrickt durch Feinheit und Eleganz der Form, gewinnt durch die sehnsüchtige Milde seines abgeklärten Empfindens und fesselt durch Glanz und Vornehmheit der Sprache und des Stils.

Seit neuestem hat sich Hesse einem anderen Gebiet zugewandt. Zu Anfang des Jahres 1904 ist bei S. Fischer in Berlin „Peter Samenzind“, ein Roman von H. Hesse erschienen. Das Werk ist ein Bildungs- und Entwicklungsroman, wie deren seit Goethes „Wilhelm Meister“ und Kellers „Grünem Heinrich“ die deutsche Literatur viele hervor gebracht hat. So fällt der Hauptnachdruck der Darstellung nicht auf verschlungene Verwicklung der Handlung und äußeres Geschehen, sondern auf das innere Erleben, den geistigen und seelischen Werdegang des Helden.

Peter Samenzind ist der Sohn des Schweizer Dörfleins Nimiton. Weniger aus eigener Wahl als vielmehr durch wohlmeinende Beratung und Förderung

durch Fremde geschoben, tritt er aus seinem bäuerlichen Elternhaus heraus, besucht höhere Schulen und die Universität und mündet, da er etwas von einem Dichter in sich spürt, in die Laufbahn eines Schriftstellers ein. Als thumber Parzival und schwerfälliger Peter geht er seinen Weg, nicht ohne durch einen ruppigen, truzigen Zug seines Wesens und durch die oft zerfahrene und unsichere Art seiner wesentlich auf Stimmungen gestellten Natur sich manche Niederlage zuzuziehen. Ja er ließe Gefahr, gänzlich zu verkommen, wenn ihn außer der angeborenen bäuerlichen Lebenszähigkeit nicht sein inniges Verhältniß zur Natur aufrecht hielte. Allmählich gewinnt er dann im Verkehr mit einfachen, schlichten Menschen auch wieder ein Verhältniß zur Menschenwelt, aber doch fühlt er sich in dem Milieu, in das ihn seine Bildungslaufbahn geführt hat, so wenig wohl, daß er, wie der Anlaß dazu sich findet, wieder nach Nimikon zurückkehrt, um als Weinwirt in seinem Heimatdorf seine Tage zu beschließen.

Was er auf seinen Fahrten erlebt, wie ihm aus Liebe und Freundschaft Lust und Leid erwächst, wie ihn künstlerische und literarische Bohémekreise anziehen und abstoßen, wie die Alpen, Italien und Paris auf ihn wirken, wie er in den Kreisen unverbildeter Menschen sich am wohlsten fühlt, wie die Jugendeindrücke im Guten und im Schlimmen bei ihm nachwirken, wie der Wein ihn tröstet und ihm auch wieder zur Klippe wird, das alles geht in dem Buch an uns vorüber und gibt uns das Bild eines Lebens und einer Persönlichkeit, die in Irrungen und Wirrungen doch ungebrochen bleibt und schließlich aus dem Schiffbruch aller „höheren“ Pläne und Strebungen sich selber rettet, wenn auch nicht ohne tüchtige Narben und Beulen.

Am gelungensten scheinen neben den ersten Kapiteln, in denen die Jugendeindrücke des Helden trefflich exponiert werden neben der reizenden Liebesepisode mit der Malerin, besonders die letzten Kapitel: Das Stilleben in Affisi und die Bekanntschaft mit

der Basler Schreinersfamilie, in der sich Peter wieder ein Herz zur Menschheit zu fassen lernt. Überall aber im Roman sind eine Reihe von fesselnden, interessanten psychologischen Bemerkungen und Ausführungen ausgestreut.

Ein Unterhaltungsroman, ein Buch zum Zeitvertreib ist Peter Camenzind nicht. Es ist eine Dichtung. Der Verfasser schreibt eine poetische Prosa von eigenartigem Reiz und manche gut geprägte Wendung, manche treffende Seitenbemerkung verrät uns den Reichtum an geistigen und dichterischen Mitteln, der ihm zu Gebote steht. Man spürt es in Sprache und Anlage des Werkes durch, was Gottfried Keller und die alten italienischen Novellisten dem Verfasser waren. Wunderbar fein ist das Naturgefühl, das überall das Buch durchwaltet. Da finden sich Stellen von ungemeiner poetischer und sprachlicher Schönheit. Statt vieler möge eine folgen:

„Zeigt mir das Ding in der Welt, das schöner ist, als Wolken sind! Sie sind Spiel und

Augentrost, sie sind Segen und Gottesgabe, sie sind
Zorn und Todesmacht. Sie sind zart, weich und fried-
lich wie die Seelen von Neugeborenen, sie sind schön,
reich und spendend wie gute Engel, sie sind dunkel,
schonungslos, unentrinnbar wie die Sendboten des
Todes. Sie schweben silbern in dünner Schicht, sie
segeln lachend weiß mit goldenem Rand, sie stehen
rastend in gelben, roten und bläulichen Farben. Sie
schleichen finster und langsam wie Mörder, sie jagen
sausend kopfüber wie rasende Reiter, sie hängen trau-
rig und träumend in bleichen Höhen wie schwer-
mütige Einsiedler. Sie haben die Formen von seligen
Inseln und die Formen von segnenden Engeln, sie
gleich den drohenden Händen, flatternden Segeln, wan-
dernden Kranichen. Sie schweben zwischen Gottes
Himmel und der armen Erde als schöne Gleichnisse
aller Menschensehnsucht, beiden angehörig — Träume
der Erde, in welchen sie ihre befleckte Seele an den
reinen Himmel schmiegt. Sie sind das ewige Sinn-
bild alles Wanderns, alles Suchens, Verlangens und

Heimbegehrens. Und so wie sie zwischen Erde und Himmel zag und sehrend und trozig hängen, so hängen zag und sehrend und trozig die Seelen der Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit.“

Es ist etwas von dem Amor intellectualis des Spinoza in dem Buch, von der Liebe zu allen Wesen, wie sie den heiligen Franz beselte, dem Hesse warme Worte in seinem Roman widmet. Das Werk versetzt uns in eine Atmosphäre stiller, wunschloser Heiterkeit und wahren Wohlwollens für alles einfach Menschliche. Der Geist, der durch das Werk weht, wird am besten durch die folgende Ausführung charakterisiert:

„Ich hatte,“ läßt Hesse seinen Peter sagen, „wie man weiß, den Wunsch, in einer größeren Dichtung den heutigen Menschen das großzügige, stumme Leben der Natur nahe zu bringen und lieb zu machen. Ich wollte sie lehren, auf den Herzschlag der Erde zu hören, am Leben des Ganzen teilzunehmen und im Drang ihrer kleinen Geschicke nicht zu vergessen, daß

wir nicht Götter und von uns selbst geschaffen, sondern Kinder und Teile der Erde und des kosmischen Ganzen sind. Ich wollte daran erinnern, daß gleich den Liedern der Dichter und gleich den Träumen unserer Nächte auch Ströme, Meere, ziehende Wolken und Stürme Symbole und Träger der Sehnsucht sind, welche zwischen Himmel und Erde ihre Flügel ausspannt, und deren Ziel die zweifellose Gewißheit vom Bürgerrecht und von der Unsterblichkeit alles Lebenden ist. Der innerste Kern jedes Wesens ist dieser Rechte sicher, ist Gottes Kind und ruht ohne Angst im Schoße der Ewigkeit. Alles Schlechte, Kranke, Verborbene aber, das wir in uns tragen, widerspricht und glaubt an den Tod.

Ich wollte aber auch die Menschen lehren, in der brüderlichen Liebe zur Natur Quellen der Freude und Ströme des Lebens zu finden; ich wollte die Kunst des Schauens, des Wanderns und Genießens, die Lust am Gegenwärtigen predigen. Gebirge, Meere und grüne Inseln wollte ich in einer ver-

lockenden Sprache zu euch reden lassen und wollte euch zwingen zu sehen, was für ein maßlos vielfältiges, treibendes Leben außerhalb eurer Häuser und Städte täglich blüht und überquillt. Ich wollte erreichen, daß ihr euch schämet, von ausländischen Kriegen, von Mode, Klatsch, Literatur und Künsten mehr zu wissen als vom Frühling, der vor euren Städten sein unbändiges Treiben entfaltet, und als vom Strom, der unter euren Brücken hinfließt, und von den Wäldern und herrlichen Wiesen, durch welche eure Eisenbahn rennt. Ich wollte euch erzählen, welche goldene Kette unvergeßlicher Genüsse ich Einsamer und Schwerlebiger in dieser Welt gefunden hatte, und wollte, daß ihr, die ihr vielleicht glücklicher und froher seid als ich, mit noch größeren Freuden diese Welt entdecket.

Und ich wollte vor allem das schöne Geheimnis der Liebe in eure Herzen legen. Ich hoffte, euch zu lehren, allen Lebendigen rechte Brüder zu sein und so voll Liebe zu werden, daß ihr auch das Leid und

auch den Tod nicht mehr fürchten, sondern als ernste Geschwister ernst und geschwisterlich empfangen würdet, wenn sie zu euch kämen.“

Daß ein Werk, das den üblichen Sensationen und den aktuellen Tagesinteressen beflissen aus dem Wege geht und sich freihält von aller landläufigen Sentimentalität und Bildungspulsterei, in kurzer Zeit einen so ansehnlichen Erfolg errang, ist ein sehr erfreuliches Zeichen. Wäre dergleichen wohl in den siebziger und achtziger Jahren möglich gewesen?

Seit seinem Camenzind hat Hesse manches veröffentlicht in Zeitungen und Zeitschriften. Im Buchhandel sind zwei seine Essays von ihm erschienen über Boccaccio und Franz von Assisi in der von P. Kemmer herausgegebenen Monographiensammlung: Die Dichtung. Liebevoller Versenkung in die Persönlichkeit der Geschilberten geht hier Hand in Hand mit einer wunderbaren Anmut der Sprache, der der Verfasser mit Erfolg ein eigenartig altertümliches Gepräge zu geben sucht.

Carl Gustav Vollmöller.

Ein Jahr jünger als Hesse ist Carl Gustav Vollmöller, der 1878 in Stuttgart geboren wurde.

In einem Vortrag über die Kunst im Zeitalter der Maschine sagt Friedrich Naumann: „Der Großstadtmensch hat Heimweh nach einer Zeit, wo noch nicht das ganze Leben auf glatten Schienen rollte, wo es noch Gefahren, Romantik, Räuber, Mord und tolle Liebe gab. Das Geordnete und Regelmäßige, das Brave und Moralische, das man fordert und gar nicht mehr entbehren kann, die Entpersönlichung der Großbetriebmenschen, die endlose Sachlichkeit der Hauptbücher und Konferenzen, das tägliche Lavieren und Nivellieren, das Maschinenmäßige eines höchst kompliziert gewordenen Lebenszustandes läßt im dunklen Untergrund der Seelen

einen Raum, der gar nicht elektrisch beleuchtet sein will, den Raum der verlorenen Leidenschaften und Urgefühle. Aus diesem Raum steigen Seufzer, Gelächter, Heulen und Geflüster, wortlose und gedankenlose Laute verworrenster Art auf, ein Chor der gewesenen Jahrtausende drunten in der Nacht der Einzelseele. Diesen Untergrund hat keine Aufklärungskanalisation trockenlegen können, und gerade das Industriezeitalter hat ihm etwas dumpfe Energie gegeben, indem es ihn unterdrücken wollte. Die Töne dieses Untergrundes sind es, die wir in unserer Musik und Lyrik oft selbst nicht verstehen. Es verbindet sich die Akkuratess im Kleinen, die Präzision, die dem Zeitalter der Maschinenteknik eigen ist mit dem Gefühlsinhalt der unterdrückten Urseele und aus beiden zusammen entsteht: Stimmungskunst.“

In der Tat, die moderne Form- und Stimmungskunst wurzelt zum großen Teil in dem inneren Gegensatz, den Raumann so anschaulich schildert. Sie erklärt sich aber auch als ein Rückschlag gegen den

Naturalismus mit seiner Stillosigkeit, seiner handfesten Derbheit, seinen demokratischen und sozialen Neigungen. Es ließ sich voraussehen, daß ihm literarische und künstlerische Bestrebungen folgen würden, die in der Pflege sublimierter Stimmungen, stilvoller Feierlichkeit und aparter Vornehmheit ihren Ruhm suchten. Nachdem man so lange das Nahe und Nächste mit einer oft kleinlichen Genauigkeit dargestellt hatte, mußte sich wieder mächtig die Freude am Seltenen, Fernen, Phantastischen regen. Die Namen Stephan George und Hugo von Hofmannsthal vergegenwärtigen uns eine bestimmte Ausprägung dieser Geistesart, und in ihren Bahnen geht auch Karl Gustav Vollmöller.

Es gibt Madonnenbilder, byzantinisch starr, würdevoll, feierlich in Gebärde, Haltung und Gewandung, und aus den Augen blickt unendliche Mädigkeit, bange Schwermut, ablehnende Hoheit. Etwas von solcher Art haben die Dichtungen dieser Stil- und Formkünstler, zu denen auch Vollmöller zu zählen ist

Die Sprache ist erlesen und feierlich bis zur Steifheit: Wohlgewählte Beiwörter, durchdachte Umstellungen, kunstvolle Reim- und Sinnverschlingungen, und neben der schweren Pracht tiefer, glühender Farben oft wieder eine vornehme Blässe des Ausdrucks, die den hingeschleiften Sätzen ein Gepräge von Müdigkeit gibt.

Wie die Sprache, so ist auch das Empfinden in diesen Dichtungen nicht gewöhnlich und alltäglich. Wehes Erinnern an verscherztes Glück, müde Trauer um verlorene Tage, banges Sehnen nach Welten voll Glanz und Glück, schauerndes Entsetzen vor einem furchtbaren Verhängnis und alle die Stimmungen, denen das Leben zum Traum und der Traum zum Leben wird, finden wir hier. Wir wandern in einer Welt, die mit dem Leben des Tages und der Gegenwart nur wenig zu schaffen hat.

„Parzival. Die frühen Gärten“ ist der Titel eines Bandes mit Lyrik, den Bollmüller 1903 bei S. Fischer in Berlin erscheinen ließ. Im ersten Teil

des Buches gibt der Dichter Bilder und Stimmungen, die aus der Parzivalsage geschöpft sind oder an sie anknüpfen. Eindrucksvoll wandeln die Strophen einher, bald in großzügiger Schlichtheit, bald in erlebnem Prunk der Rede, und den Leser streift ein Hauch von dem unbeirrbar, weltfremden Träumerfenn Parzivals. Zum schönsten gehört das Gedicht, in dem wir den Helben sehen, wie er unverwirrt durch Glanz und Kühne neuen Taten und Zielen entgegenreitet:

Ich sah den Helben durch die Städte reiten —
den Panzer schwarz von Staub, gesenkt den Speer
und solchen Blicks, als käme er von weiten
entleg'nen Fahrten und von fernen Streiten.
Die Eisen seines Rosses klangen schwer

hinab die kühle Straße der Platanen:
rings um ihn fielen Rosen, Anemonen
und winkten Wimpel und geschwellte Fahnen . . .
und Frauen von Balkonen und Altanen
und Mädchen von Altanen und Balkonen.

Die stette Sonne schien mit weißem Feuer,
ein Schein von mildem Ruhm floß ihm voraus,
und hinter ihm, entfernt und ungeheuer,
stieg dunkler Rauch verscholl'ner Abenteuer.
Das Volk in Trunkenheit von Haus zu Haus

rief schluchzend im Gebet um seinen Segen,
ein Greis flocht zitternd ihm den Eichenkranz;
ein Frühlingstaumel flog auf allen Wegen
und aller Wesen Liebe ihm entgegen.
Doch seiner blauen Sterne steter Glanz

blieb unverrückt am Rand der Fernen hangen
mit einem innern Leuchten, wie der Blinden,
und ganz im Anschau'n letzten Ziels befangen —
und Kinder, die ihm singend nachgegangen
sah'n ihn zuletzt im Zauberwald verschwinden.

Auch der zweite Teil — Die frühen Gärten —
enthält wunderschön abgerundete, kräftig herausge-
arbeitete Stimmungsbilder. Der Dichter rechnet sich
wohl zu denen, von denen er einmal sagt:

Uns ward kein Teil an dem gemeinen Gute,
die wir durch Armut unermesslich reich
freiwillig aus der Gegenwart vertrieben

wir Lebens feinsten Geist und Schwinge selbst,
die wir die Düfte von den Dingen lieben
und mehr den Rauch der Dinge, denn die Dinge selbst.

In den „frühen Gärten“ findet sich aber doch
das eine und andere Gedicht, das kräftig auf eigenes
Erleben hinweist und individuellere Farbe trägt als
die anderen mit ihrer feierlich hieratischen Haltung.
Hierher ist vor allem das vor Erregung bebende:
„Der Nachtwind singt und säuselt durch das Rohr“
zu rechnen oder „Ein Andrer“ mit seiner ruhigen, ge-
sättigten Stimmung, oder das innige, groß geschaut:

So ist es gut zu gehen
Du dort, ich hier.
Ein letztes großes Verstehen
ist uns beiden zum Wunder geschehen,
dir und mir.

Außer der Lyrik hat Bollmüller auch zwei dra-
matische Dichtungen geschaffen: „Katharina, Gräfin
von Armagnac und ihre beiden Liebhaber“ ist der
Titel des 1903 erschienenen Werkes. „Affis Fitne

und Sumurub, ein Trauerspiel“, kam 1904 heraus. Titel und Inhalt des letzteren Stückes haben gleicherweise etwas Seltsames, Weithergeholtes, Erotisches. Schauplatz der Handlung ist eine Stadt des Orients. Die Sprache ist voll Prunk, die Szenen sind voll bunter Farbenpracht, und eine bange, schwüle Stimmung liegt über dem Ganzen, das in vielem an Maeterlinck, in anderem wieder an d’Annunzio erinnert. Die Hauptpersonen sind ein entsetzter wollüstiger Sultan, ein wilder Eroberer, dessen Gestalt sich düster abhebt vom roten Schein verbrannter Städte, und ein kühner, heißer Jüngling; sie alle umwerben die berückend schöne Sumurub. Ihr Haar umgibt sie wie ein Goldhelm, ihr Mund ist „heiß, wie Ränder einer frischen Wunde, ist wie ein Riß in weichen, reifen Früchten“, um sie beginnt ein Werben auf Tod und Leben. Lieblich hebt sich von den grellen und wilden Szenen die Gestalt der Fitne ab, die Züge der Hingebung von ergreifender Wirkung aufweist. Aber der Grundton ist ein banger.

Wie wenn ungeheure dunkle Wolken an einem brandroten Himmel stünden und grelle Trompetenrufe das Nahen eines Gräßlichen ankündigten. Diese Stimmung kommt auch in den Worten zum Ausdruck, die Sumurub an Karfar, den Eroberer und Räuber, richtet, nachdem sie in seine Hand gefallen ist:

Ich hoffe, Ihr habt Wein in eurem Zelt,
Mein Räuber, reichlich Wein und eine Laute,
Mein Prinz, und Kohlenfeuer, denn mich friert
Von Greueln, die die Nacht den Himmel speit
Und die ich Euch zur Laute singen werde
In Eurem Zelt, mein Fürst. Ja, so ein Lied,
Daß Eure Steppensperde vor Entsetzen
Die Koppeln sprengen. Und nun nehmt mich mit,
Mein Held! Und morgen, wenn ihr diese Stadt
Zu Schutt und Staub verbrannt und auch kein Hund
Und keine Raze zwischen Trümmern winselt,
Sollt Ihr auf einem fehllos weißen Ross
Am Zügel mich durch die erstorb'nen, toten,
Fallenden, kalten, schwarzen Straßen führen.

Vielleicht kommt man der Eigenart Bollmüllers leichter und rascher näher durch die andere Dichtung:

„Katharina, Gräfin von Armagnac“. Es ist ein blutiges Balladenmotiv, das der Handlung zugrund liegt. Der Graf von Armagnac will seine Ehre an dem Liebhaber seiner Gemahlin, dem Prinzen Jehan von Orleans rächen. Sie sucht den Geliebten dadurch zu retten, daß sie den ihr ergebenen Edlen Tristan statt seiner den Leuten des Grafen in die Hände schießt. Ihr Plan mißlingt. Der Gemahl selbst bringt ihr das Haupt des getöteten Prinzen, und sie geht in den Tod, so lockend ihr auch der entronnene Tristan von Leben und Liebe redet. Es ist diesem Drama wie dem anderen eine Neigung zu krassen und brutalen Wirkungen eigen, wie wir sie häufig gerade bei diesen sensiblen Dichtern finden. Aber das Werk verfehlt seinen Eindruck nicht. Die Personen sind in sicheren Umrissen gezeichnet, wenig ins einzelne modelliert, mehr im Kartonsstil. Die Stimmung der einzelnen Szenen ist mit großer, sicherer Kunst herausgearbeitet. Zu Anfang die lastende Ahnung des Verhängnisses, dann

die gräßliche Wucht des Geschehenen in dem Auftritt, da der Graf mit Worten, die wie Hammerschläge dröhnen, den Kopf des Prinzen der ungetreuen Gattin überbringt. Endlich gegen den Schluß das bitter süße Ringen der jauchzenden Lebensfreude bei Tristan mit der entschlossenen Todesbereitschaft Katharinas. Die Sprache hat etwas Frischgeprägtes. Sie ist erlesen, ohne erkünstelt zu sein. Ihr Gang ist rasch, bewegt, kraftvoll. Das Ganze erinnert an alte Gobelins, die in verlassenen Sälen hängen. Oft wandelt uns bei dieser und ähnlichen Dichtungen etwas an von den seltsamen Angstgefühlen, die wir in langen, hallenden Korridoren leerer Schlösser empfinden, wo alte Waffen an den Wänden klirren und vor den Fenstern hohe Ulmen sich stöhnend wiegen.

Vollmöllers Art hat wenig Analogien in der Vergangenheit der schwäbischen Dichtung. Er ist am wenigsten bodenständig von allen den dichtenden Schwaben der Gegenwart. Sein Schaffen bewegt sich in der Richtung auf eine allgemein mitteleuropäische

Kulturphäre hin. So pflegt er nahe geistige Beziehungen zu Italien und hat die „Francesca da Rimini“ des ihm befreundeten d'Annunzio übersetzt. Am ehesten weist die feierliche Plastik seines Stils, seine gewollte Sprachkunst auf Hölderlin hin, ohne daß freilich eine nähere innere Verwandtschaft bestünde.

Es ist reife Kunst, die Bollmüller uns bietet, fast ist sie allzureif. Ein Stil wie der seine hat keine Möglichkeiten weiterer Entwicklung vor sich. Es ist ihm darum vielfach etwas Starres, Maskenhaftes eigen. Diese Kunst ist mehr Spiel als Leben. Aber trotzdem spürt man doch oft ein energisches Empfinden, eine frische Kraft der Seele und der Sinnen durch. Das berechtigt zu der Überzeugung, daß der Dichter die Fähigkeit besäße, in seinem Schaffen den Ringkampf aufzunehmen mit dem Leben der Gegenwart und zu gestalten, was im Tiefinnersten uns Menschen von heute und morgen bedrängt und quält, beseligt und beglückt.

Heinrich Lilienfein.

Ganz andere Bahnen als Vollmöller hat ein anderer Schwabe eingeschlagen. Der 1879 in Stuttgart geborene, nach Berlin übergesiedelte Heinrich Lilienfein.

Meist kostet es den Dichter ein ernstes Ringen, bis er zu einem persönlichen Stil durchgedrungen ist und das richtige Verhältnis zum Leben gefunden hat. Da gilt es, Angelesenes und Angelesenes abzustreifen, von Angeflogenen und Anempfundenen frei zu werden, über allerlei Posen wegzukommen und durch die täuschenden Schleier der landläufigen Sentimentalitäten und Vorurteile Gestalt und Kern der Dinge zu erkennen. Viele gehen rasch und leicht durch diese

Entwicklungen hindurch, bei anderen bleiben die Kämpfe und Gärungen mehr im Hintergrunde des privaten, persönlichen Lebens, aber bei einer großen Zahl sind die Erstlingswerke charakteristische Dokumente jenes inneren Ringens. Vor allem der Dramatiker ist seiner Anlage und seiner Aufgabe nach auf die großen Konflikte, Widersprüche und Gegensätze hingewiesen, die das Menschenleben bewegen. Er muß sie durchleben, ihre Spannung mitempfinden, ihre Tiefe ermessen; er muß, mehr noch, als das beim Epiker und Lyriker der Fall zu sein braucht, eine sichere Stellung zum Leben und seinen Werten gewonnen haben, denn Unsicherheit und Unreife in diesen Dingen fällt bei ihm viel deutlicher in die Augen. So haben die Werke junger Dramatiker oft etwas Unklares, Gärendes; und stark Empfundenes steht oft seltsam unvermittelt neben Unverarbeitetem und Angelesenem.

Diesen Eindruck macht auch hin und wieder die Erstlingsarbeit von Heinrich Lilienfein. 1902 erschien

von ihm ein Drama in drei Aufzügen, „Kreuzigung“ betitelt. Der Verfasser hat dem Werk ein Wort von Schiller vorangestellt: „Auch das Wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiß, vielen Überspannung und Unsinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in allen dasselbe ist.“ Es soll durch dieses Motto Einwänden begegnet werden, zu denen das Verhalten der Personen im Drama vielfach herausfordert. Aber ganz werden diese Bedenken sich nicht entkräften lassen. Man hat in der Tat oft den Eindruck, daß dieses Drama mit seinen Konflikten mehr aus der Beschäftigung mit den Lehren und Sprüchen Nießches über die Ehe herausgewachsen ist als aus der Beobachtung und Gestaltung wirklichen Lebens. Der Held, ein Maler Howa, und sein Freund, Doktor Mary, sind eher Exemplifikationen auf bestimmte Theorien als lebendige Persönlichkeiten, für die wir ein persönliches Interesse empfinden. Das hindert freilich nicht, daß das Stück eine bemerkenswerte Energie und Folgerichtigkeit in

der Auffassung der Gegensätze und in der Führung der Handlung aufweist.

Das nächste 1903 erschienene Schauspiel *Lilienfeins*, „Menschenämmerung“, bedeutet schon eine bedeutsame Annäherung an das wirkliche Leben. Der Guts- und Fabrikherr Major von Kirnheim, ein brutaler Kraft- und Genußmensch, hat sich seine feinfühlig-leidende Gattin schon längst durch seine gemütlöse Art entfremdet. Aber es legt sich wie ein schwerer Druck auf die Kranke, seit es ihr zur Gewißheit geworden ist, daß ihr Gatte in der „Erzieherin“ der Tochter seine „Geliebte“ ins Haus gebracht hat. Dazu versucht das freche Paar noch, die Tochter ihrer Mutter immer mehr zu entfremden und das lebenslustige Mädchen nach dem Bild seines Wesens zu formen. Da kommt der Sohn in die Heimat zurück. Ein junger Idealist, der von Menschenämmerung und Weltbeglückung schwärmt und an den Sieg des Guten in der Menschennatur glaubt. Der Bruch mit dem Vater, der ihm mit brutalem

Zynismus entgegentritt, vermag ihn an seinen Idealen nicht irre zu machen, aber im Tiefsten wird er aufgewühlt, wie ihm allmählich die Augen aufgehen über die Verhältnisse im elterlichen Haus, und er erkennt, daß Martina, die Erzieherin, die ihm gegenüber die heilsbegierige Idealistin gespielt hat, nichts anderes ist als die Maitresse seines Vaters. Nun rafft er sich zur Tat zusammen, es gelingt ihm, der Schwester die Augen zu öffnen, er weist Martina aus dem Haus, und am Schluß steht die Mutter mit ihren Kindern stolz dem ungetreuen Gatten mit seiner „Geliebten“ gegenüber, die sich fassungslos und beschämt im Hintergrund verlieren.

In diesem Drama ist die Psychologie viel weniger nach Theorien konstruiert. Es bietet eine Reihe von dramatisch belebten Szenen. Die Personen sind sicher und glaubhaft gezeichnet. Am ehesten fordert die Gestalt des jungen Kirnheim zum Widerspruch heraus. Im Anfang seines Auftretens sind der Programmreden fast zuviel. Für solch

wortreichen Idealismus hat man heutzutage nur wenig übrig.

Das dritte Buch des Dichters ist offenbar eine Abrechnung mit seiner geistigen Vergangenheit. 1904 erschien „Modernus, eine Tragikomödie seines Lebens“. Es sind Aufzeichnungen in Tagebuchform. Da werden uns allerlei Entwicklungsstufen und Entwicklungsfrankheiten geschildert, durch die die Jugend von heute und der moderne Mensch hindurchmüssen. Der angehende Student verliert seinen Kinderglauben; durch Zweifel, Irrtum und Schuld, durch Schopenhauerschen Pessimismus, durch Wagner'sche Musik und durch Nietzsche's Übermenschentum bringt der Held endlich zu einer gefesteten Lebensauffassung durch. Bedauernd blickt er nun von seinem neugewonnenen Standpunkt auf die Verworrenheiten seiner Entwicklung zurück. Besonders auch auf sein Übermenschentum, das ihn in schweren Zwiespalt mit seinem Gewissen gebracht hat. „Ich schäme mich vor der Natur,“ so klingen diese

Bekanntnisse aus, — „vor jedem Berg- und Zwerg-
gras schäme ich mich! Wie könnte ich zu Baum-
kronen emporblicken? Oder auch nur zu den hell-
blütigen Kletterblümchen, die sich auf Felsen und
über schroffen Schründen und Gründen wiegen?
Weisen sie nicht alle auf mich und spotten mit feinen
und feinsten Stimmchen: ‚Das ist der Mensch, eine
Abart, ein Treibhausgewächs, ein neuester, aller-
neuester Mensch, der von Seifenblasen lebt, statt von
seinem Willen!‘ Und dann fichern sie alle zusammen:
‚Leben ohne Taten, Leben von Gefühlen, Leben unter
Hirngespinnsten!‘ — und ich meine, ich müßte vor Scham
zusammenbrechen. — — Wille! Wille! Wille!
ist alles. Wer keinen Willen hat, lebt nicht. Ver-
flucht, ein Bettler, eine Mißgeburt, wer nur fühlt
und denkt, aber nicht hat, was Gefühl und Gedanke
meister, daß sie nicht Worte, sondern Taten werden!
O Zarathustra — ich weiß, daß du viel vom Willen
zu mir redetest, und dein Übermensch ist ein Aus-
bund, strogend von Willen. Aber mir ahnt: Wer

wortreichen Idealismus
wenig übrig.

Das dritte Buch
eine Abrechnung mit
1904 erschien „Not
Lebens“. Es sind
Da werden uns
Entwicklungsfrank
Jugend von heute
müssen. Der an
Kinderglauben; dur
durch Schopenhauer
Wagnersche Musik
menschentum bringt
festeten Lebensauffassu
nun von seinem neue
Verworrenheiten seiner
ders auch auf sein At
schweren Zwiespalt mit
„Ich schäme mich vor be

sie plastisch herausklären. Einzelnes muß hier ab-
gelassen oder selten. Am seltsamen vielleicht die
Gesellschaft von Tyrus- und Phoenizern, die im modernen
Berlin frei nach Heinsie ihre antiken Bacchanale feiern.

Seither ist wieder ein Drama von Lilienfeld er-
schienen: „Maria Friedhammer“.

Man bekommt den Eindruck, daß mit diesem
Werk ein neuer Abschnitt im Schaffen des Dichters
beginnt. Er ist dem Leben aus der Zeit her
wieder um einen guten Schritt näher gekommen.
Die Sprache ist künftiger Lebenswelt mehr ange-
worden. Die Gegenstände sind in vollkommenerer
gezeigt, und die Charaktere sind mehr
herausgearbeitet. Der Dichter hat sich in
Maria Friedhammer mit solcher Sicherheit
ausgesprochen, daß er nicht nur die
Kritiker und Leserschaft zufrieden
stellt, sondern auch die
Gegenstände, die er behandelt
hat, in ihrer Bedeutung
erschließt.



wirklich Willen hat, muß über deinen Willen zum Willen — in sich hineinlachen. Oder wäre nicht des Willens Keuschheit — sein Schweigen? — — — Die Sonne ist da. — — Noch einmal, unergründliche Lichtmacht, noch einmal zünde mich zur Flamme! Mache mich zum niedrigsten deiner Knechte, der um dich ringen muß Tag um Tag, ringen mit blutigem Schweiß — — und ich will ringen mit dir um einen Willen, ringen um eine wirkliche Welt, ringen um einen lebendigen Gott.“

Der Ernst, mit dem in dem Buch eine gründliche Auseinandersetzung mit allerlei typischen Lebenserfahrungen und Geistesströmungen der Gegenwart angestrebt wird, wirkt überaus wohltuend. Es ist innerlich Erlebtes in dem Werk. Mancher wird hier das Bild eigener Kämpfe und Entwicklungen wiederfinden, und zur Psychologie der Gegenwart gibt das Buch manch interessanten Beitrag. Die novellistischen Motive sind freilich meist allzusehr von Betrachtungen und Reflexionen umwoben und überwuchert, als daß

sie plastisch herauskämen. Einzelnes wirkt hier abgeblaßt oder seltsam. Am seltsamsten vielleicht die Gesellschaft von Tyrfuschwingern, die im modernen Berlin frei nach Heinsse ihre antiken Bacchanale feiert.

Seither ist wieder ein Drama von Lilienslein erschienen: „Maria Friedhammer“.

Man bekommt den Eindruck, daß mit diesem Werk ein neuer Abschnitt im Schaffen des Dichters beginnt. Er ist dem Leben und der Wirklichkeit wieder um einen guten Schritt näher gekommen. Die Sprache ist kräftiger, lebensvoller, individueller geworden. Die Gegensätze sind zu dramatischer Kraft gesteigert, und die Hauptpersonen sind anschaulich herausgearbeitet. Der Vater der Heldin, der Schul-lehrer Friedhammer, hat manchen Zug mit Schillers Musikus Miller und Hebbels Meister Anton gemein, nur ist er milder und geistiger. Jedenfalls ist die Gestalt fein und liebevoll gezeichnet.

Lilienslein geht nicht in den Bahnen des naturalistischen Milieustücks. Er knüpft an den Realismus

des bürgerlichen Dramas an, das in Hebbels „Maria Magdalena“, dann auch in Anzengruber u. a. Höhepunkte erlebt hat. Wie in einem anderen neueren Werk dieses Stils, in Schönherr's „Sonnenwendtag“, spielen religiöse Motive stark herein, ja sie stehen im Mittelpunkt des Dramas.

Die Kritik hatte nach der Erstaufführung des Stücks allerlei daran auszusetzen: die ganze Problemstellung, die von dem Gegensatz der Konfessionen ausgeht, erschien vielen verfehlt, während andere nur die mangelnde Vertiefung des Problems tabelten. In einem waren jedoch fast alle Stimmen einig, daß der Dichter über ein gutes Maß dramatischer Konzentrationsfähigkeit verfügt, daß er es versteht, aufzubauen, zu gliedern und durch's ganze Stück die Grundstimmung festzuhalten. So darf man auf die Weiterentwicklung des jungen Dichters wohl gespannt sein.

Karl Schönhardt.

An die besten Traditionen der Vergangenheit knüpft neben Theobald Kerner, der einer früheren Generation angehört, vor allem auch Karl Schönhardt an mit seinen in gewählter, vornehmer Sprache einhergehenden Gedichten. Sie sind Bildungskunst im schönsten Sinne des Worts. Fein deutet der Verfasser selbst in der Widmung dieser Gedichte den Eindruck an, den sie in der That machen. Er fragt:

Und sollte sich denn nicht ein Menschenleben
Zusammensaffen in ein leises Klingen,
Statt klanglos in das Ew'ge zu verschweben,
Weil's nicht vermocht', zum Vollklang durchzubringen?

Starke, wuchtige Klänge finden wir allerdings wohl kaum in dieser Lyrik, aber sie fesselt durch das

abgewogene Maß der Empfindung und durch das ernsteste und erfolgreichste Streben nach einwandfreier Form.

Robert Döhler.

Als Lyriker, Humorist und Satiriker hat sich ein anderer württembergischer Jurist, Robert Döhler, betätigt. Es liegen drei Werke von ihm vor: „Was der Neckar rauscht“, „Gedichte“ und „Denkwürdigkeiten eines alten Knopfes“. Der Humor Döhlers hat manche Verwandtschaft mit Schöffelscher Art. Die Satire ist nicht selten scharf und beißend, während andere Stücke frische Landschaftsbilder geben oder in kräftigem Balladenton gehalten sind. Döhler ist 1851 in Heilbronn geboren.

Ludwig Palmer.

Häufig wird ein anderer „Volksdichter“ neben Christian Wagner genannt, der Arbeiter Ludwig Palmer in Schorndorf, der zwei Bändchen Lyrik

veröffentlicht hat. Es sind flüssige, gewandte Verse, in denen eine ideale, aufstrebende Gesinnung sich ausdrückt. Aber alles in allem bewegen sich die Gedichte Palmers nach Inhalt und Sprache mehr in der Sphäre des Konventionellen. Alles ist mehr geglättet und abgehobelt gegenüber der oft eckigen und schnörkeligen, aber scharf ausgeprägten Eigenart Wagners.

Edgar Kurz.

Die Gedichte von Edgar Kurz sind, wie die Schwester, die sie herausgegeben hat, in einer feinen, interessanten Einleitung bemerkt, poetische Tagebuchblätter oder ein Selbstgespräch, das dem vielseitig tätigen Mann in stillen Stunden mühelos in dichterische Form rann, weil diese Form ihm etwas Angeborenes, Selbstverständliches war. „Erst wenn der Tag mit all seinen Forderungen verrauscht war, dann stieg er in das Bad der Poesie, verwandelte und verjüngte sich. Dann erzählte er sich selbst sein

inneres Leben. Da er nicht für die Öffentlichkeit dichtete, brauchte er nichts zu verschleiern. Darum liegt der größte Reiz seiner Gedichte in ihrer vollkommenen rücksichtslosen Aufrichtigkeit. Die Wahrheiten, die ihm im Leben niemand sagen durfte, in seinen Gedichten sagt er sie sich selbst. Er singt sich vor, was ihn gerade bewegt, und in der Form, die der Augenblick ihm eingibt: seine Naturfreude und Lebenslust, seine innere Kastlosigkeit, sein eigenes Selbst- und Siegesgefühl, seine Abenteuer, seine von stürmischen Leidenschaften durchbraute Jugend, und vor allem, was nie über seine verschwiegenen Lippen kam, sein ans Wunderbare grenzendes, ungesuchtes Glück bei den Frauen. — Entstanden sind diese Lieder draußen in der freien Natur, auf längeren Berufsgängen, auf Reisen, zumeist aber des Nachts bei einsamer Lampe.“

Solche Bücher haben ihren eigenen Reiz. Es gibt Lyrik genug, die einem den Eindruck des Arrangierten macht und mehr ein kunstvolles Spiel mit

Gefühlen, Bildern und Stimmungen als persönliches Leben ist. Solchen „Kunststücken“ gegenüber wirkt dann der Erdgeruch erlebter Bücher kräftig und erfrischend. Da wird einem nichts vorgemacht, und leicht kommt man darum über Formmängel und dürre Partien weg. Wer kann sich des tiefen Eindrucks erwehren, den das poetische Gedetbuch von D. Fr. Strauß, das auch eine solche lyrische Lebensbeichte enthält, auf jeden Leser macht. Ähnlich ist es bei Edgar Kurz. Man lernt in diesen Gedichten eine starke, selbstsichere Persönlichkeit kennen. Daß es dabei diesen Bekenntnissen nicht an formeller Gewandtheit fehlt, das mag das folgende reizend frische Gedicht dartun.

Ein eisiger Winter erdrückt uns schier,
Doch tönen die Worte stets in mir:
 Weilchen, Nelken und Rosen.

Den Schlitten umpfeift der Wind so kalt,
Es klingeln die Schellen, die Weitsche knallt;
 Weilchen, Nelken und Rosen.

Noch regt sich ja kein Blumenteim,
Was will mir doch der ew'ge Reim:
 Weilchen, Nelken und Rosen?

Ach, vor mir steht ein schöner Tag
Mit Liebesjubel, Kerzenschlag,
 Weilchen, Nelken und Rosen.

Ein holdes Antlitz seh' ich glüh'n,
Und tief in meinem Herzen blüh'n
 Weilchen, Nelken und Rosen.

Daß auch der schwäbischen Heimat ein liebevolles
Gedenken in diesen Gedichten gewidmet wird und
der Dichter seinen inneren Zusammenhang mit ihr
mannigfach empfindet, wird den Wert dieser schönen
Gabe für uns Schwaben nur erhöhen.

Therese Köstlin.

Fein empfundene, innerliche Lyrik gibt Therese
Köstlin in ihrer Sammlung: „Gib acht auf die
Gassen! Sieh nach den Sternen!“ Sie ist die Enkelin
zweier schwäbischer Dichter, Karl Gerokß und

Reinhold Kösflins und die Tochter des Theologen Heinrich Adolf Kösflin, dessen feine und liebenswürdige „Kandidatenfahrten“ uns das Ringen und Reisen eines jungen Theologen anschaulich schildern. Stark wird auch in den Gedichten von Therese Kösflin der religiöse Grundton angeschlagen. Mit Erfolg vermeidet da die Dichterin meist die wortreich-salbungsvolle Art, der sich religiöse Lyriker so leicht hingeben. Schlicht und knapp weiß sie ihr Empfinden auszusprechen:

Die zarten Seelen,
Die reinen Loren
Blicken mit großen
Kindlichen Augen
Ins unabsehbare
Meer des Lichts,
Die reinen Herzen,
Sie schauen Gott.

Urquell des Guten,
Vater der Wesen,
Eins nur erfleh' ich
Von deiner Allmacht:

Verfage mir alles
Und gib mir dies eine:
Ein Kindesauge,
Dein Bicht zu sehen.

Daneben ruht aber auch das Auge der Dichterin sinnend auf der bunten Fülle des äußeren Lebens, und manch stimmungsvolles Bild, das sie geschaut, gibt uns Kunde von ihrer liebevollen Beobachtung.

Walther Eggert-Windegg.

Vor kurzem hat ein junger schwäbischer Schriftsteller, der durch sein Mörisebüchlein bekannt gewordene Walther Eggert-Windegg, ein Bändchen herausgegeben: „Tage und Nächte“. Prosa Gedichte und Skizzen, Lieber und Tagebuchblätter. Die Form dieser Dichtungen zeigt häufig eine starke innere Verwandtschaft mit den Skizzen Flaishlens.

Besonders unter den Prosa stücken sind einzelne fein und stimmungsvoll ausgearbeitet. Es geht durch

das Büchlein ein warmer Hauch echten Mitgefühls mit den Unglücklichen, Entgleisten und Unterdrückten Und wie Eduard Eggert in seinem Drama „Gerechtigkeit“, so beweist auch der Sohn in diesen Skizzen ein lebendiges soziales Empfinden.

Schl u ß w o r t.

Es sind weitaus nicht alle dichtenden Schwaben der Gegenwart im vorhergehenden aufgeführt. Da wäre vor allem noch das weite Gebiet der mundartlichen Dichtung zu erwähnen. Bisher ist keiner der mundartlichen Dichter unserer Heimat zu der allgemein vaterländischen Bedeutung durchgedrungen, die ein Fr. Reuter, ein J. P. Hebel, ein Klaus Groth erlangt haben. Auch die lebenden Dialektdichter haben doch vorwiegend lokales Interesse. Aber in diesem Rahmen wird immerhin Beachtenswertes

geleistet. Eduard Hiller, der behagliche Schilderer ländlichen Lebens und Treibens, ist nicht mehr, aber den mundartlichen Erzählungen von Richard Weitzbrecht liegt nicht bloß eindringende Beobachtung und Kenntnis des schwäbischen Volkslebens zugrunde, sondern sie fesseln auch teilweise durch guten Aufbau, frische Charakterzeichnung und schöne Abrundung. Es sei nur an die „Blöcklesköpf“ erinnert. N. Grimminger hat mehrmals bewegte, fangbare Strophen gefunden, wie in seinem „Du ischt gar e herzigß Wörtle“ oder in „3' Berg am Ketter überm Brückle“. D. Gittinger ist in seinen Schwarzwaldgedichten „So semmer Leut“ ein drolliger Erzähler, der die Pointen hübsch zu spitzen weiß. Daneben sei an den alten Gäwäle mit seinen Hohenloher Geschichten — er ist freilich ein Franke — an Mathilde Frank, an F. Weibert, A. Reiff und andere erinnert. Leicht droht der mundartlichen Dichtung die Gefahr, in breiter Seichtigkeit und geistlos plumper Behaglichkeit zu verlanden.

Auch die Schwaben sind nicht immer und nicht alle dieser Gefahr entgangen.

Wieviel wird außerdem noch gedichtet und geschrieben in Schwaben. Wenn wir von solchen ganz absehen, die vor allem auf anderen Gebieten der Literatur sich ausgezeichnet haben, wie Max Eyth als ein Meister des Briefes, so bleibt immer noch eine Reihe von teilweise tüchtigen Erzählern. Unter ihnen sei nur hingewiesen auf Philipp Spieß mit seinen geschichtlichen Erzählungen: „Der Steinmeß von St. Kilian“, „Der Bürgermeister und sein Sohn“ usw. Daneben wird die Lyrik besonders eifrig gepflegt. Rudolf Krauß hat da und dort fein empfundene Gedichte veröffentlicht. Ernst Plank hat in seinen schlichten, innigen Liedern und Idyllen reizvolle, ansprechende Stücke. Auch der in Friedrichshafen geborene E. v. Bodmann darf hier vielleicht erwähnt werden. Unter den Liedern von Ludwig Finkh: „Fraue du, du süße“ finden sich einzelne von graziöser Anmut. Zahlreiche gedruckte und ungedruckte

Dichter* sollen sich, wie man hört, demnächst zusammenfinden in einem Schwäbischen Dichterbuch, das einen Überblick über die poetischen Bestrebungen der lebenden Schwaben geben soll. Der Stuttgarter Schriftsteller Ernst Krauß hat das Material dazu gesammelt. Möge das Buch gebührende Beachtung finden.

Es ist wahr, von einer „schwäbischen Literatur der Gegenwart“ läßt sich im strengen Sinn des Wortes zunächst nicht reden, denn vielfach haben gerade die hervorragenden schwäbischen Talente der Heimat den Rücken gekehrt, um sich sonstwo einen Weg zu bahnen. Das literarische Interesse, das unser Land aufbringt, ist auch in der Tat ein sehr bescheidenes. Aber doch finden wir bei all diesen

* Wenn es um Vollständigkeit der Namen zu tun ist, der ziehe das betreffende Kapitel der grundlegenden „Schwäbischen Literaturgeschichte“ von Rudolf Krauß zu Rate und vergleiche dazu die interessanten Aufsätze über die „Schwäbische Dichtung der Gegenwart“, die Dr. E. Jäckh in den „Süddeutschen Monatsheften“ und Theodor Rauch in der „Neckarzeitung“ veröffentlichte.

dichtenden Schwaben, auch bei denen, die schon lange nicht mehr im Lande wohnen, einzelne Züge, die auf ihre Stammeszugehörigkeit hinweisen. Man ist im Auffuchen solcher Merkmale mit Recht etwas vorsichtiger geworden, aber immerhin haben auch die Heimatflüchtigen ein gut Teil von anererbten und anerzogenen Geisteseseigentümlichkeiten mit hinausgenommen. Sie haben vor allem in den Erinnerungen an ihre in Schwaben verlebte Jugend ein Gut, das ihren Zusammenhang mit der Heimat begründet, ganz abgesehen von den zahlreichen anderen Beziehungen, die herüber und hinüber Fäden knüpfen. Im einzelnen nachzuweisen, was an einem Paulus, einem Eggert oder Christian Wagner gerade das „Schwäbische“ ist, bleibt immer eine schwierige Sache. Und diese Schwierigkeit wächst bei einer Ffrolde Kurz und den anderen jüngeren und so verschiedenartigen Talenten. Ein liebevoller, feinspüriger Spürsinn hat hier ein weites Feld der Betätigung. Zunächst aber ist es notwendig, überhaupt

einmal sich eine Vorstellung und ein Urteil darüber zu bilden, was die Schwaben in der Literatur der Gegenwart bedeuten und leisten. Das hat nicht bloß landsmännisches Interesse, denn es wird wohl dabei bleiben, was Cäsar Fleischlen einmal sagt: „Wie die einzelne heimatliche Mundart ein steter Jungbrunnen bleibt, aus dem unserer hochdeutschen Schriftsprache immer neues Leben zuquillt, so bleibt auch die engere Heimat mit ihrer Stammeseigenart der stete Nährboden, aus dem sich unser ganzer deutscher Volkscharakter zu immer neuer Kraft, zu immer reicheren Entfaltungen und zu immer vielfeitigerer Einheit emporgestaltet.“

Register.

- d'Annunzio** 112 116.
Anzengruber 126.
- Boccaccio** 104.
Bodmann C. v. 137.
Böcklin 55.
Buffe 91.
- Dahn** 17.
Drosche-Hülshoff, Annette 33.
- Eggert Eduard** 24 ff. 139.
Eggert-Windegg Walter 134 f.
Eichenborff 93.
Eyth 137.
- Fink** 137.
Flaschlen 71 ff. 134 140.
Fischer J. G. 4 8.
Franz 136.
Franz v. Affisi 104.
Freiligrath 33.
Freitag 17.
- Gäwele** 136.
Geibel 27.
George Stephan 89 107.
Gerol 4 27 132.
- Gittinger** 136
Goethe 7 69 96.
Grimminger 136.
Groth 135.
- Hartmann-Reinbeck** 3.
Hauff 2.
Hebbel 125 126.
Hebel 135.
Herz 4 17.
Hesse 87 ff. 105.
Hiller Eduard 136.
Hoffmannsthal 107.
Hölderlin 1 116.
Hugo Viktor 33.
- Jäch** 138.
- Keller Gottfried** 8 58 60 96
99.
Kerner Justinus 1 2 13.
Kerner Theobald 127.
Köflin Heinrich Adolf 133.
Köflin Reinhold 133.
Köflin Therese 132.
Kurz Edgar 65 129 ff.
Kurz Hermann 2 9 48 62 63.
-
-

Kurz Holbe 48 ff. 139.
Krauß Ernst 138.
Krauß Rudolf 137 148.
Lilienfein 117 ff.
Maeterlind 89 112.
Mauch 138.
Mayer Karl 2 13.
Meyer Konrad Ferdinand 53
54 58.
Mörike 2 8 55.
Raumann Friedrich 105.
Riesche 41 89 119 122.
Novaks 93.
Schäler 128.
Palmer Ludwig 128 f.
Paulus Eduard 13 ff. 139.
Pfeizer Gustav 32.
Planck Ernst 137.
Reiff 136.
Reuter Fritz 135.
Schefel 16 128.
Schiller 1 8 32 119 125.

Schönhardt 127 f.
Schönherr 126.
Schopenhauer 122.
Schubart 1 32.
Schwab 2 3 13.
Spielhagen 35.
Spieß Philipp 137.
Spinoza 101.
Storm 8.
Strauß David Friedrich 5 131.
Stuart R. F. 72.
Tied 93.
Tolstoi 34.
Umland 1 13 25.
Vischer F. Th. 4 5 71.
Vollmüller 105 ff. 117.
Wagner Christian 37 ff. 128
139.
Wagner Richard 122.
Weibert 136.
Weitbrecht Karl 5 ff. 71.
Weitbrecht Richard 136.
Weltrich 41 44 46.
Wieland 1.

Verlag von Greiner & Pfeffer in Stuttgart

Christian Wagner:

Sonntagsgänge. Erster Teil: Märchenerzähler,
Brahmine und Seher

Gebunden M. 1.50

— — Zweiter Teil: Weitere Märchen und Balladen
Gebunden M. 2.—

— — Dritter Teil: Balladen und Blumenlieder
Gebunden M. 2.50

Weihgeschenke. Gebunden M. 2.50

(Vgl. Seite 37—47 dieses Buches!)

Verlag der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Isolde Kurz, Neue Gedichte

Geheftet M. 2.50. In Leinenband M. 3.50

Edgar Kurz, Gedichte. Herausgegeben und mit einem
biographischen Vorwort versehen von **Isolde Kurz**
Geheftet M. 1.50. In Leinenband M. 2.50

Edgar Kurz, der Sohn von Hermann Kurz, bisher nur als Mann der ärztlichen Wissenschaft und Praxis bekannt, tritt, nach seinem frühen Ginzang, nun auch als Dichter hervor. Man wird es seiner Schwester, Isolde Kurz, danken, daß sie die köstlichen lyrischen Gaben, die er als einen zu Lebzeiten treu behüteten Schatz hinterlassen hat, der Öffentlichkeit übergibt. Zugleich erscheint die berühmte Dichterin selbst mit einer Sammlung außerlesener neuer Gedichte, worin sie zeigt, wie ihre Kunst seit ihrem ersten siegreichen Auftreten noch gereift und gewachsen ist. Durch manche ihrer neuen Lieber zieht sich ein Klang tiefer Trauer um den hingegangenen Bruder und bildet ein geistiges Band zwischen den Gedichtbüchern des ~~Geschiedenen~~.

Verlag der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Edward Paulus :

Der Alte vom Hohen-Neussen. Berglieder

In Leinenband M. 2.—

Drei Künstlerleben. Eilmann Riemenschneider, Erwin von Steinbach, Michelangelo

In Leinenband M. 2.—

Heimatkunst. Neue Lieder und Elegieen

Geheftet M. 1.20. In Leinenband M. 2.—

Verlag von Karl Vaser, Stuttgart .

Württemberg wie es war und ist

Geschildert in einer Reihe vaterländischer Erzählungen
aus Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit

8. Auflage

Neu herausgegeben von

Carl Weidbrecht

Mit zahlreichen Illustrationen.

4 Bände gebunden à 4 M.

Im Verlage der
Buchdruckerei von H. Laupp jr. in Tübingen
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Volkslieder aus der Toscana

in deutscher Übertragung

von

Edgar Kurz

In hochfeinem modernen Leinwandband mit Goldschnitt M. 2.50
Geschmackvoll und elegant geheftet M. 1.60

Kädfentfche Verlagsbuchhandlung (Dan. Ochs) Inh. Franz Cuch
Stuttgart

In unserem Verlage ist erschienen:

Der letzte Prophet

Eine Dichtung

von

Ednard Eggert

8°. 137 Seiten. Preis brosch. M. 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt M. 4.50

Der Staatsanzeiger für Württemberg schreibt in seiner Besprechung:
„Seine Höhe erreicht das wohlabgerundete Epos mit seiner auch die schwierigsten Probleme meisterhaft bewältigenden Sprache im 7. Gesang. Da finden wir von dem Nahen Jesu zum Täufer und vom Hergange der Taufe Jesu eine poetische Darstellung, die wir mit ihrem Lapidarkstil zum großartigsten zählen, was auf dem Gebiete religiöser Dichtung geboten worden ist. Die Rettäre der Dichtung gewährt einen ungetrübten Kunstgenuß.“

Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart

Christian Wagner

(vgl. Seite 37—47 dieses Buches!)

Neue Dichtungen

Ein fein ausgestatteter Band in Oktav M. 3.—

Der „Bauer und Dichter zu Warmbronn“, der sich durch seine in drei Teilen erschienenen „Sonntagsgänge“, seine „Weihgeschenke“, seinen „Neuen Glauben“ in der literarischen Welt bereits auf das vorteilhafteste bekannt gemacht und insbesondere in seiner engeren, schwäbischen Heimat das Interesse aller Freunde der Poesie erregt hat, bietet unter dem Titel „Neue Dichtungen“ eine Sammlung seiner während der letzten Jahre entstandenen oder einer letzten Durchsicht unterzogenen Gedichte. Der Dichter sagt im Vorwort: „Raum eines meiner Bücher ist so aus meinem Inneren heraus, so gleichsam mit meinem Herzblut geschrieben worden wie dieses.“

Christian Wagner,

der Bauer und Dichter zu Warmbronn

Von Richard Weltrich. Mit dem Bilde des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weißer. Geheftet M. 6.—; schön gebunden M. 7.—

Das vorliegende Buch zeichnet in sicheren Linien die Geskesart des Dichters, bringt die ersten genaueren biographischen Angaben, prüft unter strenger Anwendung ästhetisch-kritischer Maßstäbe die Werke und weist den in ihnen ausgesprochenen bedeutsamen ethisch-sozialen Bestrebungen ihre Rolle im Zusammenhang unserer Kulturentwicklung an. Die Darstellung ist eindringlich und fesselnd, die Sprache voll inneren Lebens; es ist ein Buch für alle gebildeten Deutschen, für alle Freunde der Poesie, für jeden, dem an der stillen Emporhebung der Menschheit gelegen ist. Der Verfasser, der sich mit dem Schaffen Christian Wagners seit Jahren vertraut gemacht hat, war wie kein anderer berufen, dieses Buch zu schreiben, um so mehr als sich seine eigene Welt- und Lebensauffassung mit der des Dichters vielfach berührt. Aber Weltrich bietet in seinem Buche mehr als der Titel verspricht: Wagner und seine Weltanschauung sind gewissermaßen nur die Ausgangspunkte für die hochinteressanten Ausführungen, in welchen auch Fragen gestreift werden, die besonders jetzt sehr zeitgemäß sind, es sei nur auf den Schluß des Buches „Kulturgeschichtliche Ausblicke“ hingewiesen.

Das Werk hat in der deutschen Presse eine selten günstige Aufnahme gefunden. Unsere berufensten Kritiker haben begeisterte Artikel darüber geschrieben, und alle sind darin einig, daß Weltrichs Buch eine ganz bedeutende Leistung, eine Duellle edelsten Genusses ist, wie es von dem Verfasser unserer besten Schillerbiographie nicht anders zu erwarten war.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von der
Verlagsbuchhandlung Strecker & Schröder in Stuttgart

Ednard Eggert

(vgl. Seite 24—26 dieses Buches!)

Gerechtigkeit

Drama in vier Aufzügen. Ottav 164 Seiten. Geheftet M. 2.—, fein gebunden M. 2.80

Der Bühnenbote. Der dramatische Aufbau des Dramas ist vorzüglich, die Spannung steigt von Akt zu Akt, von Szene zu Szene . . . Die Sprache ist eine durchweg edle . . . Dem Autor ist die Charakterisierung der verschiedenen Gestalten, die zum Teil typisch gedacht sind, vorzüglich gelungen . . . Wenn er, aus seinen Erfahrungen schöpfend, mit frischem Magemut für seine Überzeugung plädiert, so gebührt dem mutigen Manne nicht minder der Lorbeer, als solcher dem Dichter gereicht wurde.

Frankfurter Zeitung. Das Stück erzielte eine sehr starke Wirkung und wurde vom Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Zu loben ist die Tendenz des Dramas.

Vossische Zeitung. Das eine muß man dem Verfasser unbedingt zugestehen: er bewies einen ganz ungewöhnlichen, sittlichen Mut . . . Und so fand sein Werk starken Beifall.

Literarische Warte. Ein vollblütiges Bühnenstück, das die Aufführung verdient wie wenige.

Academische Monatsblätter. So ist denn das Eggertsche Drama ein Werk von hohem dichterischen Werte und reichem geistigen Inhalt, eine wertvolle Bereicherung unserer modernen dramatischen Literatur, ein Buch, das jedem Leser eine Fülle geistiger Anregung geben wird.

Walther Eggert-Windegg

(vgl. Seite 184 und 185 dieses Buches!)

Tage und Nächte

Prosagedichte und Skizzen, Lieder und Tagebuchblätter. Kl. Oktav. Geheftet M. 1.20, fein gebunden M. 1.80

Der junge Dichter gilt für einen Modernen im besten Sinne: er hat sich die formale Errungenschaft des Realismus, die gesteigerte Technik des Sehens und Darstellens zu eigen gemacht; diese Technik ist ihm aber nur Mittel, nicht Zweck. Dies und seine starke Eigenart, sein scharfer Blick für Kontraste, seine innige Empfindung und seine eigenste, zwingende Vortragsweise heben ihn aus der „Modernen“ heraus und über sie. Er bleibt nie im Gefühl noch in der Form stecken, sondern er bietet stets klar und rund einen an sich schon wertvollen Stoffinhalt. Damit erweitert sich der künstlerische Wert des Buches sowohl als sein Leserkreis. Der Titel dieses Buches will ein Doppeltes andeuten: das Zeitliche und Inhaltliche der Stoffe; im Prosagedicht, im Lied, in der Form des Tagebuchblattes, in der knappen Skizze und Szene, der eigentlichen Domäne des Autors, erschöpft sich das Faustsche Motto: „Es wechselt Paradieseshelle mit tiefer, schauervoller Nacht.“ Sonnige Stimmungen aus deutschen Tagen, empfindsame innere Erlebnisse von poetischem Reiz wechseln mit psychologisch starken Nachtstücken von zwingender Dramatik. So wenig furchtsam Eggert dem Unerquicklichen hier ausgewichen ist, so sehr hat er es mit künstlerischem und sittlichem Ernst behandelt und so ein Leben geschaffen, das seines Reichturns und seiner Wahrhaftigkeit wegen packen muß.





PT 3804.2 .K83 C.1
Die Schwaben in der Literatur
Stanford University Libraries



3 6105 035 996 573

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

